



**Die Zeitschrift**

# ungewußt

**für Angewandtes Nichtwissen**

## Inhaltsverzeichnis

|  |    |
|--|----|
| Editorial.....   | 1  |
| Der diskrete Charme angewandten Nichtwissens.                                |    |
| Eine kurze Reflexion über das Glück des Skeptikers ..... Rudolf Lütke        | 3  |
| Eckeharts Mystik als Erkenntnistheorie der Gestalt ..... Claudia Altmeyer    | 8  |
| Knoten.....Hagen Bobzin  | 19 |
| Nur der Nutzen zählt oder: Was ist rational? ..... Ilka Meyne                | 26 |
| burroughs mit alex: Gedichte .....Marcus Brühl                               | 36 |
| Schlussregeln bei Unschärfe  |    |
| - mit einer Anwendung auf das Steuerrecht ..... Andreas Wagener              | 42 |
| Der geteilte Mensch bewegt sich..... Ludger Steckelbach                      | 53 |
| „Es fraß ein Huhn...“ – Analyse und Interpretation .....Karl-Heinz Wiedemann | 57 |

---

---

**Heft 9, Sommer 2001**

**ISSN 0946-106x**

**Preis: DM 4,50**

## Editorial

Es hat eine ganze Weile gedauert, bis diese neunte Nummer der *ungewusst* erscheinen konnte. Dies liegt aber mitnichten daran, dass sich die Thematik des angewandten Nichtwissens erschöpft hätte. Die in diesem Heft versammelten Beiträge dokumentieren vielmehr erneut den Reichtum des Gebietes und die Vielfalt möglicher Zugänge zu Phänomenen des Nichtwissens.

**Rudolf Lütke** zieht Parallelen zwischen der Theorie des angewandten Nichtwissens und der philosophischen Tradition der Skepsis. Beide können uns vor der trügerischen Hoffnung, alles vollständig wissen zu können, ebenso bewahren wie vor der überflüssigen Angst, intellektuell an unserem Nichtwissen zu scheitern. Beide lehren uns zugleich, dass es immer Geheimnisse und Überraschungen in unserem Leben geben wird.

**Claudia Altmeyer** widmet sich der Erkenntnistheorie des mittelalterlichen Philosophen Meister Eckehart. Als Mystiker versteht Eckehart Erkenntnisobjekte als gleichnishafte Bilder, die einen Einblick in den Ursprung unserer Erkenntnis vermitteln und einen privilegierten Zugang zu Wissen und Nichtwissen verschaffen können.

**Hagen Bobzin** erläutert an Beispielen, dass die Richtigkeit offensichtlicher Antworten auf schlichte Fragestellungen bisweilen verblüffend schwierig nachzuweisen ist – was dazu führt, dass einige „kinderleichte“ mathematische Probleme trotz intensiver Lösungsbemühungen immer noch dem Bereich des Nichtwissens zuzurechnen sind.

**Ilka Meyne** diskutiert mit dem Begriff der Rationalität einen zentralen Topos der Entscheidungstheorie. Sie benennt dabei die heroischen Anforderungen an Zielsystem und Kalkül, die notwendig sind, um der schlichten Forderung, man solle sich „für die beste Alternative entscheiden“, gerecht werden zu können.

**Marcus Brühl** und seinen Gedichten verdanken wir die faszinierende Einsicht, dass Nichtwissen und seine „großen“ Anwendungsfälle – in der Liebe, in der Lust und in der Kultur – auch in kleinen lyrischen Formen auf vielfältige Weise darstellbar sind.

**Andreas Wagener** befasst sich mit den Schwierigkeiten der Logik in Zusammenhängen angewandten Nichtwissens, wo bestimmte Selbstverständlichkeiten wie etwa die Forderung nach Widerspruchslosigkeit zwangsläufig ihre Gültigkeit verlieren. Dies wird an einem wahllosen Beispiel aus dem deutschen Steuerrecht illustriert.

**Ludger Steckelbach** diskutiert die vielfach vorgenommene gedankliche Zerlegung des Menschen in diverse Bestandteile wie Körper, Seele, Geist. Diese Teilung ist zum einen gefährlich, da sie einem vollen Verständnis des Menschseins im Wege steht, zum anderen aber auch dem Wohlbefinden förderlich, da sie es ermöglicht, in verschiedenen Dimensionen zu lernen.

**Karl-Heinz Wiedemann** beschließt das Heft mit einer Interpretation des Gedichts „Es fraß ein Huhn...“ Dieser Beitrag belegt, dass man, wenn man nur über ein hinreichendes Sinnstiftungsbedürfnis verfügt, aus allem auch einen - keineswegs beliebigen - Sinn herausholen kann. Überflüssig zu sagen, dass dies nur möglich ist, weil es Dingen und Texten als Gegenständen angewandten Nichtwissens an Objektivierbarkeit mangelt.

Allen Autoren dieser Nummer gilt unser herzlicher Dank. Den Leserinnen und Lesern der **ungewußt** wünschen wir viel Spaß mit diesem Heft – und dass sie spätestens nach der Lektüre der Aussage Rudolf Lüthes (S. 7) zustimmen mögen, dass „[d]ie Theorie des Angewandten Nichtwissens ... ein Beitrag zum geglückten Leben ist.“

Andreas Wagener

## **Der diskrete Charme angewandten Nichtwissens.**

### **Eine kurze Reflexion über das Glück des Skeptikers**

von

RUDOLF LÜTHE

Alle Suche, auch diejenige nach einer (ersten) Wahrheit, beginnt mit einem Paradoxon: Jedes Suchen (griech.: *skepsis*) setzt einerseits voraus, daß das Gesuchte noch nicht gefunden wurde, andererseits aber, daß es auch nicht gänzlich unbekannt ist; denn sonst wüßte der Suchende nicht einmal, wonach er sucht. Seine Suche wäre von vorneherein zum Scheitern verurteilt; und auch ein eventuell zufällig sich einstellendes Gelingen der Suche könnte sich selber nicht als erfolgreicher Abschluß der Suche nach dem Gesuchten verstehen, weil eben dieses unbekannt ist. Insofern nun Philosophie ein Streben nach Wissen, also eine Suche, darstellt, ist sie - wie alles Wissensstreben - von diesem Paradoxon betroffen. Alle Philosophie beginnt also mit der Anwendung von Nichtwissen; sie ist daher in ihrem Ursprung angewandtes Nichtwissen.

Der Sinn dieses Paradoxons wird deutlich, wenn man Wissen von bloßem Meinen unterscheidet und „angewandtes Nichtwissen“ auf der Seite des Meinens verortet. Ob wir als Menschen etwas wissen oder wissen können, hängt nämlich vor allem davon ab, welche Kriterien wir dafür in Ansatz bringen, um eine Meinung eben als Wissen zu akzeptieren. Eine aus der antiken Skepsis stammende Idee hierzu ist die folgende: Eine Meinung (*doxa*) ist nur dann ein Wissen (*episteme*), wenn sie nicht widerspruchsfrei in Frage gestellt werden kann (Kriterium der Unbezweifelbarkeit). Diese Einstellung leitet auch noch Descartes' berühmten "methodischen Zweifel".

Es ist nicht in gleichem Masse sinnvoll von "meinem Wissen" zu sprechen, wie es Sinn macht, eine Meinung als "die meine" zu bezeichnen. Wenn mein Wissen nämlich wirklich Wissen ist, so ist es nur in dem Sinne meines, als ich es – im Unterschied zu anderen Personen - bereits erworben habe; nicht jedoch in dem Sinne, dass andere das Gegenteil von dem wissen könnten, was ich weiß. Meinen können sie dagegen dieses Gegenteil sehr wohl. Eine Meinung ist nämlich im Gegensatz zu einem Wissen nicht per definitionem richtig. Sie unterscheidet sich von anderen Meinungen nicht nur inhaltlich, sondern steht mit diesen in einem noch unentschiedenen Konkurrenzverhältnis. Meinungen können per definitionem falsch sein, Wissen dagegen ist Wissen nur dann, wenn es wahres Wissen ist. Insofern ist Wissen immer seiner Struktur nach entpersonalisiert: Es gilt für alle Personen; denn etwas kann nicht bloß für einige Personen wahr sein, für andere aber nicht. Meinungen sind im Gegensatz dazu immer die Meinungen bestimmter Personen; ihr Wahrheitsanspruch gilt nur für diese Personen.

Vor diesem Hintergrund sind zunächst zwei gegensätzliche Typen von Denkern definierbar:

- (a) der dogmatische Denker: er hält unbezweifelbare Meinungen, also Wissen für möglich;
- (b) der skeptische Denker: er hält (fast) alle Meinungen für bezweifelbar; für ihn gibt es daher kein Wissen.

Für die Thematik des angewandten Nichtwissens ergibt sich daraus als erste Folgerung eine solche bezüglich der Nähe der Theorie des angewandten Nichtwissens zur skeptischen Tradition in der Philosophie: Für den philosophischen Skeptiker sind alle Entscheidungen angewandtes Nichtwissen.

Aber auch der philosophische Dogmatiker bezweifelt nicht die Realität und die Bedeutung angewandten Nichtwissens: Er glaubt zwar, daß es auch echtes Wissen gibt und demnach manche Entscheidungen angewandtes Wissen sein können. Keineswegs aber gehört es zur dogmatischen Position, daß die Existenz angewandten Nichtwissens generell in Frage gestellt wird. Als eine erste Einsicht über die Rolle angewandten Nichtwissens im Spannungsfeld von philosophischer Skepsis und Dogmatik ergibt sich demnach der Satz: Im Rahmen der philosophischen Grundorientierungen erkennen sowohl der Dogmatiker als auch der Skeptiker die Realität angewandten Nichtwissens an.

Die Freusburg-Definition bestimmt „angewandtes Nichtwissen“ als „den Umgang mit nicht objektivierbaren, gleichzeitig aber nicht beliebigen Begriffen und Vorstellungen“ (vgl. **unge-**

**wußt** 7, S. 57). Diese Definition hat eine strukturelle Verwandtschaft mit dem skeptischen Kriterium der "Bezweifelbarkeit". Diese Verwandtschaft zeigt sich im Begriff der "Nicht-Objektivierbarkeit". Für die hier durchgeführten Überlegungen setze ich diese beide Begriffe provisorisch gleich. Dann läßt sich die Hauptüberzeugung der "Nichtwissenden" in skeptischer Manier wie folgt beschreiben: Viele Entscheidungen (theoretischer und praktischer Art) beruhen auf Meinungen, die widerspruchsfrei bezweifelt werden können. - Die pragmatische Reaktion darauf ist schlicht: "Kann ja sein, entscheiden müssen wir uns aber trotzdem."

Dieser pragmatische Einwand muß aber weder den Skeptiker noch den "Nichtwissenden" irritieren. Die Notwendigkeit von Entscheidungen wird ja weder von dem einen noch von dem anderen in Frage gestellt. Beiden geht es vielmehr nur um die Geltungsansprüche der die Entscheidungen jeweils begründenden Meinungen, d.h. letztlich um deren jeweilige eigene Begründbarkeit.

Der originelle Gedanke des "Instituts für angewandtes Nichtwissen" ist in diesen Zusammenhang aus meiner Sicht der folgende: Bezweifelbarkeit (Nicht-Objektivierbarkeit) hat keineswegs Beliebigkeit zur Folge. Das ist eine wichtige Entdeckung. Sie besagt nämlich, daß es eine nicht vollständig begründbare, dennoch aber keineswegs willkürlich angenommene Form von Wissen gibt. Zudem wird angenommen, daß diese Form des Wissens häufig vorkommt. Wie häufig, das ist gerade eine der Forschungsaufgaben des Instituts.

Versteht man angewandtes Nichtwissen als den "Umgang mit nicht objektivierbaren, gleichzeitig aber nicht beliebigen Begriffen und Vorstellungen", so stellt sich zudem die Frage, warum nicht-objektivierbare Begriffe und Vorstellungen nicht zugleich auch beliebig sind. Althaus und Wagener gehen in ihrem Beitrag für **ungewußt** 7 (S. 57- 76) offenbar davon aus, daß Nicht-Beliebigkeit etwa dann gegeben ist, wenn ein Begriff (hier der Begriff "Kunst") zwar nicht eindeutig positiv definiert werden kann, wir aber dennoch sehr genau sagen und begründen können, daß etwas Bestimmtes nicht Kunst ist.

Also: Um zu wissen, daß etwas nicht Kunst ist, muß man nicht (genau) wissen, was Kunst ist.  
Aber: Um zu wissen, daß etwas nicht Kunst ist, muß ich doch etwas über Kunst wissen, z.B. zu welchem Bereich von Objekten Gegenstände gehören müssen, damit sie Kunstwerke sein können: Sie müssen z.B. Werke sein, damit sie Kunstwerke sein können.

In diesem Falle also liegt das Geheimnis der Nicht-Beliebigkeit offensichtlich darin, daß man zwar keine hinreichenden Bedingungen für das Vorliegen eines "Falles von Kunstwerk", wohl aber einige notwendige Bedingungen dafür kennt.

Angewandtes Nichtwissen hat also manchmal die Form: Ich kenne einige notwendige, aber nicht die hinreichenden Bedingungen für das Vorliegen eines Falles von X. D.h.: ich weiß etwas von X, ohne daß ich doch genau sagen könnte, was X ist.

Daraus scheint sich folgendes zu ergeben: Zu wissen, was X ist, scheint zu bedeuten, daß man alle hinreichenden Bedingungen für das Vorliegen eines Falles von X kennen muß. Oft aber kennen wir diese nicht, wohl aber etliche notwendige Bedingungen. Deshalb ist unser Wissen nicht "objektivierbar", aber auch nicht beliebig.

Wenn angewandtes Nichtwissen in dieser Weise - als "unvollständiges Wissen" - von "haltloser Vermutung" unterschieden wird, kann es sogar positiv besetzt werden: Es hat dann einen "diskreten Charme" (einen verborgenen Zauber). Dieser ruht auf der Einsicht, daß es (aus den verschiedensten Gründen) gut sein kann, etwas nur unvollständig zu wissen, d.h. zwar zu wissen, was es nicht ist, aber nicht genau sagen zu können, was es ist.

Die Entdeckung des so verstandenen Nichtwissens führt zu drei belebenden Einsichten:

- (1) Sinnvolle Entscheidungen setzen keineswegs immer vollständiges Wissen voraus; denn, wie der Umgang mit notwendigen Bedingungen zeigt, kann man mit bestimmten Begriffen sehr erfolgreich operieren, auch wenn man sie nicht positiv definieren kann.
- (2) Daß wir manches nicht leicht oder sogar gar nicht vollständig wissen können, macht das Streben nach vollständigem Wissen obsolet. Wir lernen also, daß bestimmte intellektuelle Anstrengungen uns unglücklich machen, wenn wir damit die Hoffnung auf Erfüllung verbinden; denn nicht erfüllte Hoffnungen sind Enttäuschungen (Frustrationen); und Enttäuschung ist eine wichtige Quelle für Unglück.

(3) Das Ungewusste kann sogar als angenehm empfunden werden (vgl. Wagener/Althaus über Verliebtsein); denn Menschen haben ein Bedürfnis nach dem Geheimnisvollen. Gäbe es aber nicht das Ungewusste (und auch das Unwissbare), so gäbe es vielleicht bald keine Geheimnisse mehr. Das könnte trostlose Langeweile zur Folge haben!

Die Theorie des Angewandten Nichtwissen ist demnach wie die antike Skepsis ein Beitrag zum geglückten Leben: Sie befreit uns von falschen Hoffnungen (letztlich alles vollständig wissen zu können); sie erlöst uns von unnötigen Ängsten (intellektuell zu scheitern, indem wir vielen unserer Entscheidungen unvollständig begründetes Wissen zugrunde legen); und sie bewahrt uns vor der Sorge, unser Leben könnte einmal langweilig werden: Sie lehrt uns nämlich, daß es immer Geheimnisse und Überraschungen geben wird.

All das – und vielleicht noch einiges mehr - rechtfertigt die ernsthafte Auseinandersetzung mit den Problemen des Angewandten Nichtwissens.

# Eckeharts Mystik als Erkenntnistheorie der Gestalt

von

CLAUDIA ALTMAYER

## 1.

Eckehart von Hochheim, genannt Meister Eckehart, ist einer der bekanntesten deutschen Philosophen des Mittelalters. Sprössling einer Ritterfamilie, Magister der Theologie, Scholastiker und Kritiker von Thomas von Aquin, Lehrbeauftragter in Paris, Prediger in Köln, Reisender, Mystiker, Gesellschaftsmensch, normative Gestalt, Dichter und Visionär, Dominikaner und zuletzt Inquisitionsopfer - eine ungemein schillernde Person in einer bewegten Zeit, die von gesellschaftlichen und politischen Krisen, Naturkatastrophen, Machtkämpfen und Sinnverlusten geprägt ist. Meister Eckeharts Hauptgedanke, der in seinen Predigten und Traktaten zum Tragen kommt, ist dabei bei aller Weltzugewandtheit ein genuin mystischer: die Vorstellung von der potentiellen Einheit des Menschen mit dem göttlichen Ursprung des Seins. Doch seine weitere Ausführung dieses Gedankens weist Züge auf, die von seinen Zeitgenossen nicht ganz zu Unrecht als häretisch, ketzerisch und kirchenfeindlich gebrandmarkt wurden: Mensch und Gott verhalten sich nicht wie Leibeigener und Fronherr zueinander, sondern sie wirken gleichberechtigt in einer Schaffenseinheit. Dazu gehört, dass der Mensch als solcher einen privilegierten Zugang zur Erkenntnis des Seins hat, wie es im Folgenden kurz erläutert wird.

## 2.

*Die Beschäftigung mit erkenntnistheoretischen Modellen bringt die Aufgabe mit sich, über den Gegenstand der Erkenntnis als solchen zu reflektieren.*

*Eine mystisch akzentuierte Erkenntnistheorie, in der ontologischen Spannung zwischen Einheit und Vielheit, Erkenntnisgrund und Erkennendem wurzelnd und zum Wiedereinswerden*

beider hinstrebend, versteht den Gegenstand der Erkenntnis als ein Bild. Im Bild konvergieren Unwandelbar-Eines und Veränderbar-Vieles und stellen ein Vorletztes der mystischen *cognitio deis experimentalis* dar. Jedoch ist der Charakter des Bildes, sein erkenntnistheoretischer Wert, innerhalb verschiedener Ausrichtungen mystischer Erkenntnistheorie umstritten.

Der Erkenntnisgegenstand der Mystik ist das Bild. Es ist Gegenstand einer Erkenntnis, die auf bewusster und vorbewusster, logischer und vorlogischer Ebene stattfindet. Erkenntnis heißt Erkenntnis des Bildes, und das Bild als ontologische Vermittlungsinstanz sagt kraft der Vermunfterkennung etwas „Wesentliches“, Wandelfähiges aber Unverlierbares, über das Sein aus. Eckehart meint hierzu: „...denn Bild ist etwas, was die Seele mit ihren Kräften von den Dingen schöpft“<sup>1</sup> Es handelt sich ihm zufolge also um einen dialektischen Gegenüberbezug von ontologisch Erkennendem („Seele“) und ontisch Erkennbarem („Dinge“ oder „Kreaturen“), der in der Gestaltung und Entstellung des „Bildes“ verwirklicht wird.

Der Mystiker erklärt nun das „Bild“ sehr ausführlich als ein gleichnishaft Seiendes, das sein Sein und sein So-Sein der Abhängigkeit vom primordialen „Grund“ und dem polaren Spannungsverhältnis zwischen sich und ihm verdankt:

„Ein jegliches Bild hat zwei Eigenschaften: Das eine ist, dass es von dem, dessen Bild es ist, sein Sein unmittelbar empfängt ... Die zweite Eigenschaft des Bildes sollt ihr in der Gleichheit des Bildes erkennen. Und hier merkt in Sonderheit auf zwei Stücke. Das eine ist dies: Das Bild ist nicht aus sich selbst, noch (zweitens) ist es für sich selbst.“<sup>2</sup>

Hiermit kommt man der zentralen Bedeutung des Bildes sehr nahe: einerseits fungiert es als Abbild, als ein Seiendes, das vom Sein „sein Sein unmittelbar empfängt“, andererseits auch als ein „Sonderschein“, als ein Ausgang aus dem Sein. Hierbei handelt es sich aber wohlge-merkt nicht um Resultate unterschiedlicher Prozesse, sondern um denselben Prozess, das „Auswirken“ des Seinseinen ins Sein, der aber auf zwei Arten interpretiert wird. Das Bild als ein Gleichnis kann eine Chance für den Erkennenden sein, indem es Evidenz eröffnet; es kann aber, als eine Verschiedenheit mit dem „Grund“, auch ein Hindernis der Evidenzerkenntnis darstellen. Deswegen äußert sich Eckehart manchmal sehr kritisch über den Wert der Bilder und empfiehlt, aller „Bilder ledig“ zu werden, zu entstellen. Bilder sollen am Anfang eines Erkenntnisprozesses stehen (als Gestalten), jedoch nicht mehr am Ende, das eine Identität des

<sup>1</sup> Meister Eckehart, Deutsche Werke [im folgenden: DW], S. 417, 20 ff.

<sup>2</sup> DW, S. 224, 30 ff, und S. 226, 5 ff. – Predigt 16, *Quasi vas auri solidum ornatum omni lapide pretioso* (*Eccli. 50,10*), ist ein aufschlussreicher Text über Fragen der Bildwahrnehmung und des Bildcharakters. Eckehart spricht sich hier in gewohnter Skepsis gegen eine allzu naive, vorschnelle Bewertung des Bildes als eines verlässlichen, objektivierbaren Erkenntnisgegenstandes aus und betont die Unzulänglichkeit des Bildes, die aus dessen Mischverhältnis von Vielheit und Einheit entsteht. Das Bild, betont er, ist in seiner erkenntnistheoretischen Vorläufigkeit nur eine Hilfskonstruktion auf dem Wege zur einig-einen Erfahrung des „Grundes“.

*Erkennenden mit dem Grund vorsieht. Ein Bild als ein "Gleiches" ist niemals diese Identität, sondern es kann das lediglich durch die konsequente Entstehung werden.<sup>3</sup>*

*Dieser Gedanke erklärt auch die Polyvalenz des Bildes im mystischen Sinne: es ist agent provocateur, aber auch agent séducteur der Erkenntnis, da es zu einem voreiligen Verharren in der bildhaften Vorstellung des Seins (Evidenz) verleiten kann, die als solche aber keine vollständige Erkenntnis des Seinseinen (Transzendenz) ist.*

### 3.

Was will der Philosoph erkennen? Die Welt, könnte man sagen; aber das ist trivial. Was ist denn die Welt? Genauer: was ist das zu erkennende Gegenüber, über das sich der Philosophierende Meinungen bildet?

Man kann festhalten, dass das Letzte des zu erkennenden Gegenübers für eine mystische Erkenntnistheorie das metaphysische Sein ist. Nun ist diese Aussage aber sehr weit gefasst und überdies tückisch, denn dass das Sein als solches, der *Grund*, nur schwerlich erkannt werden kann, ist ein Problem, auf das Meister Eckehart an mehreren Stellen aufmerksam macht.<sup>4</sup> Andererseits muss es eine Erkennbarkeit des Seins geben, wenn nicht ein Grundgedanke mystischer Erkenntnistheorie, die Aktualisierbarkeit der vorursächlichen Einigkeit von Erkenntnis-subjekt und Erkenntnisgrund, ad absurdum geführt werden soll.

Worin liegt die Erkennbarkeit des Seins? Wenn man etwas erkennt, muss man zugeben, dass es *ist*, dass ihm also ein Sein zukommt. Was erkennt man also, von dem man folgert, dass es ein Sein hat?

Fragen wir uns zunächst, was man überhaupt erkennt. Man erkennt das, was gegenüber liegt, *weil* es gegenüberliegt, weil das Gegenüberverhältnis von Erkennendem und zu Erkennendem die Basis des Erkenntnisprozesses ist. Was ist es aber, das gegenüberliegt? Ist es ein Stoff? Ein Bild? Eine Idee? Eine Ansammlung von Molekülen? Eine Sinnestäuschung?

---

<sup>3</sup> Vgl. hierzu auch Alois M. Haas, "Traum und Traumvision in der deutschen Mystik", in: "Gottleiden - Gottlieben", Frankfurt 1989. Haas gibt zu bedenken, dass gerade Meister Eckehart der Vorstellung eines bildlich medialisierten Gotterlebens kritisch bis ablehnend gegenübersteht: "Meister Eckehart ist gegenüber allen Formen der konkret- gleichnishaften Theophanie von höchstem Misstrauen erfüllt...Wie sollte nämlich dem Unendlichen, Unermesslichen, Unsichtbaren ein sichtbares Gleichnis und dem Unerschaffenen die Gestalt (sic! A.d.A.) eines Bildes gegeben werden?" (ebenda, S.111).

<sup>4</sup> DW, S. 226, 5 ff.; ebenda, S. 218, 15 ff., über die Verwirrung der Mannigfaltigkeit in der Erscheinung des Bildes, und S. 242, 15 f., über die Problematik der sprachlichen Vermittlung von Bildern im Hinblick auf den "Grund".

Es gibt in der philosophischen Diskussion gegenwärtig zwei konträre Möglichkeiten, um das Erkennen des Gegenübers, das ich im Folgenden in Bezug auf seine Komplexität als Gegenüberwelt bezeichnen werde, zu interpretieren: die *konstruktivistische* oder die *phänomenologische* Interpretationsart.<sup>5</sup>

Der Unterschied beider Interpretationsarten liegt in der Konkretisierung des Seinsortes: während das Konstrukt das Seiende als eine mentale Repräsentation, etwas durch konstruktiv-logische Folgerung Erdachtes versteht, bedeutet das Phänomen das Seiende in seiner dinghaften Augenscheinlichkeit, in der Beschaffenheit des materiellen Gegenübers, die sinnlich affiziert. Beiden gemeinsam ist die Prämisse der *Form*: Seiendes wird aufgrund seiner Form als Seiendes erkannt. Diese Form ist im Verständnis des Konstruktivismus gemacht, im Sinne der Phänomenologie vorgefunden. Dieser Gegensatz scheint unauflösbar zu sein: Gemachtes ist nicht vorgefunden, Vorgefundenes nicht gemacht. Konstruktivistische und phänomenologische Aussagen über das Seiende gelangen nicht zur Übereinstimmung, weil sie den Formbegriff unterschiedlich auffassen.

Es gibt ein Drittes. Der Widerspruch ist lösbar, wenn man die Form neu interpretiert. Die Form *ist*; ohne sie gäbe es keine Wahrnehmung von etwas. Was ist sie aber?

Wenn man Formen als Konstrukte betrachtet, ist das unzureichend: man sieht mehr. Wenn man Formen aber als Phänomene betrachten, stehen wir auch vor einem Problem: man weiß mehr. Es genügt nicht, Formen nur als ein Gemachtes zu betrachten, gleichfalls ist es mangelhaft, sie als etwas nur Vorgefundenes anzusehen. Unser Erkennen, das eine sinnlich-perzeptionelle und eine kognitiv-*apperzeptionelle* Komponente hat, verbindet das Vorgefundene mit dem Gemachten. Ich denke, es gibt einen Ausweg aus diesem erkenntnistheoretischen Dilemma, der möglicherweise gut zum Eckehartischen Gedanken über die Ambivalenz des Bildes passt,<sup>6</sup> und den ich nun vorstellen möchte.

<sup>5</sup> Während die phänomenologische Methode, sich dem Erkenntnisgegenstand zu nähern, von der Beantwortung der Frage absieht, ob dieser auch unabhängig vom Erkennenden existiert (vgl. *E. Husserl, M. Scheler*), versucht die konstruktivistisch orientierte Methode, vom dinghaft-vorhandenen Seienden ausgehend Rückschlüsse auf dessen *Apperzeption* zu ziehen (vgl. auch empiristische, sensualistische und nominalistische Auswüchse dieses speziellen „Baumes der Erkenntnis“. *F. Bacon* und *Hobbes* sind als Begründer des Empirismus immer noch diskussionswürdige Väter dieser Denktradition, die alle Erkenntnis unmittelbar aus der sinnlich transportierten Erfahrung abgeleitet wissen will). – Interessanterweise wird die Streitfrage Phänomenologie- Konstruktivismus heute oft in der psychologischen Forschung gestellt, wobei sich bei den Kontrahenten jedoch nicht selten ein Mangel an philosophischer Grundlagenkenntnis und Kritikfähigkeit zeigt.

<sup>6</sup> DW, S.224, 30 ff. – Das Bild ist für Eckehart hier ein „*Vermittelndes der Weisheit*“, was aber keine unproblematische Bedeutung hat, denn als ein Transportmedium des Unwandelbar- Einen, mit dem der Mensch in seinem „*Grund*“ existenziell verbunden ist, hat es zwar eine hervorragende Rolle als Propädeutikum, aber es ist eben nicht identisch mit dem, was es vermittelt. Als Mittlerinstanz hat es einen im Vergleich zum Unwandelbar- Einen untergeordneten Charakter. Das Bild vermittelt zwar, drängt sich durch die Vermittlung selbst aber zwischen den Erkennenden und die „*stille Wüste*“ der Gottheit, die bildlos ist.

## 4.

Unsere Gegenüberwelt besteht aus Formen, man erkennt, wenn man erkennt, Formen. Formen sind aber weder Konstrukte noch Phänomene. Sie sind beides zugleich; dieses Zugleich hat aber einen anderen Namen. Formen sind *Gestalten*. Was man überhaupt erkennt, erkennt man als Gestalt. Die Gegenüberwelt besteht aus Gestalten. Gestalt ist der Begriff, der Konstrukt und Phänomen zusammenfließen lässt. *Der Gestaltbegriff meint die Konstruktion eines Phänomens.*

Was heißt das? Phänomene haben ein Manko: Sie sind nicht, wenn sie nicht erkannt werden. Konstrukte haben auch ein Manko: sie tragen nicht zur Erkenntnis bei, wenn sie sich nicht auf etwas beziehen, das ist.

Die Gestalt meint den Prozess, mittels dessen etwas, das ist, erkannt wird. Sie ist, richtig gesehen, Gestaltung. Erkennen heißt dabei, etwas im Grund seiner formhaften Gegenüberzüglichkeit zu erfassen. Die Gestalt ist dabei Voraussetzung und Konsequenz des Erkennens. Sie ist Voraussetzung, da sie Formhaftes antizipiert. Sie ist Konsequenz, da sie als Ergebnis des Erkenntnisprozesses schließlich als formhaft wahrgenommen wird. Gestalt ist ein unterscheidbares, vielheitliches Eines; das also, was der Mystiker ein *“Bild”* nennt.<sup>7</sup> Gestalt meint vornehmlich ein So-Sein des Erkenntnisgegenstandes. Gestalt als Gestaltung konstruiert aus Einheit und Vielheit ein Phänomen.

Ist die Gestalt der Voraussetzung und der Konsequenz dieselbe? Angenommen ja: dann wäre der Erkenntnisprozess als solcher leer, ergebnislos. Das widerspricht aber der Vorstellung von Erkenntnis als Informationsgewinn. Angenommen nein: dann wäre der Erkenntnisprozess ein profunder Umwandlungsprozess. Das lässt sich einräumen.

Gleich stellt sich aber die Frage: welche Veränderung macht die Vorstellung der Gestalt während des Erkenntnisprozesses durch? Um diese Frage zu beantworten, muss man überlegen, was die Gestalt in der Voraussetzung und in der Konsequenz des Erkenntnisprozesses bedeutet. Man erfasst das leichter von der Konsequenz ausgehend: Gestalt meint hier das Gesamt sinnlich erfahrener Teileindrücke, die mittels unseres Erfahrungswissens kognitiv repräsentiert werden. Man erkennt eine Vielheit als etwas, das einheitlich aufgefasst werden kann. Jener Gedankengang bewegt sich natürlich wieder in der spannungsreichen Nähe des Eckehartischen Konzeptes vom *Grund*, von dessen Ungeteiltheit er aussagt, dass dort *„nichts ein- noch ausgebildet“* (DW, S.203, 15 ff.) wird.

<sup>7</sup> In der philosophischen Terminologie der Upanishaden käme dem Bildbegriff von Eckehart wohl *“rupa”* nahe.

Woher kommt aber diese Auffassung der Einheitlichkeit? Was hindert uns daran, etwa einen Baum nur als eine Vielheit von Wurzeln, Stamm, Ästen, Zweigen und Blättern? Hier begibt man sich schnell auf das Gebiet vieler verschiedener Hypothesen, letztlich auf das der Mutmaßungen. Die Kognitionspsychologie betont die Rolle des Erfahrungswissens, der kognitiven Konditionierung; ein umständlicher Begriff, den man spaßeshalber mit “gelerntem Denken” deuten könnte – man nimmt demgemäß einen Baum als ein Gesamt wahr, weil man gelernt hat, ihn so wahrzunehmen. Das klingt plausibel, erschöpft die Problemstellung aber nicht. Gegen das Gelernte kann man Widerspruch einlegen, man kann sich weigern, es anzuerkennen, man kann es willentlich wieder verlernen.

Kann man aber einen Baum nicht als Gesamt wahrnehmen? Ja und nein. Man kann ihn logisch in seine Bestandteile zerlegen, kann ihn auch als Vielheit wahrnehmen, kann ihn aber nicht ausschließlich als Vielheit wahrnehmen. Das, wovon wir ausgehen, wenn wir eine Vielheit differenzieren, ist eine Einheit. Wir differenzieren bereits vom Baum ausgehend. Unser Spontaneindruck ist der einer Einheit.

## 5.

Die Kritik an der Lernhypothese der Gestaltwahrnehmung besteht darin, dass die Wahrnehmung, zumindest was ihre Spontaneität betrifft, nicht verlernt werden kann. Schliesst man die Lernhypothese aus, welches Erklärungsmodell gibt es noch?

*Platon* und später auch sein Schüler *Aristoteles* legen in der Ideenlehre dar, dass Formen aus zwei Gründen gestalthaft wahrgenommen werden: erstens, weil sie auf einen “*Eidos*” rück-schließen lassen, auf ein Urbild, dessen Abbilder sie sind, und zweitens und hauptsächlich, weil diese Urbilder der Seele als dem Ort des Erkenntnisprozesses bekannt sind. Wie kommt die Seele überhaupt zu dieser Kenntnis?

Im *Phaidon* erörtert *Sokrates*, dass der Seele, die als unsterblich gedacht wird, eine Präexistenz vor ihrer Verkörperung zukommt. Während dieser Präexistenz schaut sie die Urbilder:

*„Wenn dem, was wir immer im Munde führen, dem Schönen und dem Guten und jeder solchen Wesenheit ein wirkliches Sein zukommt und wir sie auf alle sinnlichen Erscheinungen beziehen, indem wir sie als in einem früheren Leben uns angehörig wiedererkennen, und das Sinnenfällige mit ihr in Vergleich stellen, so ist*

*die unabweisliche Folgerung die, dass, so gewiss als jenes ist, auch unserer Seele ein Dasein vor der Geburt zukommt...“ (Platon, Phaidon, 76 ff.)*

Auch im *Phaidros* ist die Rede von einer bildlich verstandenen Fahrt der Seele im Himmelsgewölbe, wo sie die Ideen als Urbilder alles Wirklichen erblicken :

*„(Die Seelen) fahren, wenn sie zur Höhe gekommen sind, hinaus und betreten den Rücken des Himmelsgewölbes. Wenn sie dort anhalten, führt sie der Umschwung herum, und sie schauen, was außerhalb des Himmelsgewölbes ist. ... (Der Geist) einer jeglichen Seele, die in sich aufnehmen will, was ihr gemäss ist, sieht so von Zeit zu Zeit das Sein. Er liebt und schaut das Wahre, nährt sich von ihm und genießt es, bis der Umschwung im Kreise wieder an dieselbe Stelle zurückgekehrt ist. Während des Umlaufs aber betrachtet er die Gerechtigkeit selbst, betrachtet die Besonnenheit, betrachtet die Erkenntnis... und das übrige wahrhaft Seiende und labt sich daran. Dann taucht die Seele wieder ein in den Bereich unterhalb des Himmelsgewölbes und fährt nach Hause.“<sup>8</sup>*

Erkenntnis ist Erinnerung, Vielheitserkenntnis ist Ganzheitserinnerung: ein Schlüssel platonischer und mithin auch mystischer Erkenntnistheorie. Eckehart geht ebenfalls von diesem Gedanken aus:

*„Sei's nun ein Stein, ein Ross, ein Mensch oder was es auch sei, das sie (die Seele als Oberbegriff und Wirkort der Erkenntniskräfte, A.d.A.) erkennen will, so holt sie das Bild hervor, das sie vorher eingezogen hat, und auf diese Weise kann sie sich mit jenem (Erkenntnis-Gegenstande) vereinigen.“ (DW, S. 417, 20 ff.)*

Natürlich kann man Sokrates' Fantasie von der Ideenschau und den Mythos von der Fahrt am Himmelsgewölbe, die später das strukturelle Fundament von Erkenntnisprozessen darstellt, indem auf die Erinnerung der Ideen immer wieder zurückgegriffen wird, sehr diskussionswürdig finden. Man kann einwenden: das Schöne und das Gute usw. sind lediglich Abstraktionen, Abstraktionen aber sind keine Entitäten, also ist das alles ein Fall für *Ockham's razor*. Auch der Gedankengang des Mystikers, der in eine ganz ähnliche Richtung führt, ist diskussionswürdig.

Andererseits kann man aber nicht leugnen, dass die Vorstellung von abstraktiven Einheiten *ist*, und zwar dass sie *vor* der Vielheitsvorstellung ist. Sie ist eben doch keine bloße Abstraktion, sondern, wie Eckehart meint, der *“Grund”*, den die ontologische Spekulation annimmt und der

<sup>8</sup> Platon, Phaidros, c. 27, 247. – Der ganze Abschnitt 243 E- 257B ergänzt mehrere Eckehartische Positionen bzw. liefert streitbare Argumente gegen sie, insbesondere zum Problem der Präexistenz der Seele als dem Ort, in dem und aus dem heraus Erkenntniskräfte wirken, dem gleichzeitigen Vorhandensein zweier Handlungstendenzen im Menschen und der Bewegung als einem ontologischen Kriterium.

Ausfluss- und Rückflussort des Seienden ist. Mittels des Erinnerungsvermögens, das bei Eckehart *“memoria”*<sup>9</sup> heißt, ist der Mensch fähig, zur Einheitsprämisse zurückzugelangen. Diese ist in allen Formen, ohne jedoch selbst Form zu sein - ein Scheinwiderspruch, den der Dominikaner so erklärt:

*„Mit dem, was er (die als “Gott” bezeichnete primordiale Einheit des Seins, A.d.A.) in allen Kreaturen ist, ist er doch darüber.”*<sup>10</sup>

Diese Vorstellung ist elementar für die mystisch-spekulative Weltsicht, wie wir sie in der antiken Physis-Spekulation und dem Eckehartischen Denken verwirklicht sehen. Das primordiale Eins ist, obgleich selbst gestaltlos, gestaltgebend. Was immer wir wahrnehmen, nehmen wir als Gestalt wahr, und was wir als Gestalt wahrnehmen, nehmen wir in seinem *“Grund”*, von dem ausgehend die Gestalt in ihrer Vielheitlichkeit bereits Ausfluss und Dekadenz ist, als Eins wahr. Ganz ähnlich versteht das auch die *Brihad-Aranyaka-Upanishad*, die vom *“Grund”*, analog dem Brahman-Atman aussagt:

*„Der, welcher in allen Wesen wohnend von allen Wesen verschieden ist, den die Wesen nicht kennen, dessen Leib alle Wesen sind, der alle Wesen von innen lenkt...”*<sup>11</sup>

Meister Eckehart sagt weiter dazu:

*„Kein Ding teilt sich aus Eigenem mit, denn alle Kreaturen sind nicht aus sich selbst. Was immer sie mitteilen, das haben sie von einem anderen. Sie geben auch nicht sich selbst. Die Sonne gibt ihren Schein und bleibt doch an ihrem Ort stehen; das Feuer gibt seine Hitze und bleibt doch Feuer; Gott aber teilt das Seine mit, weil er aus sich selbst ist, was er ist, und in allen Gaben, die er gibt, gibt er zuerst sich selbst.“*<sup>12</sup>

<sup>9</sup> DW, S. 354, 20 ff. – Eckehart spricht hier von dem Erinnerungsvermögen in metaphorischer Redeweise als dem *“Vater”* innerhalb des trinitarischen Gottesbegriffes und mithin dem Sammlungsort intelligibler Prozesse.

<sup>10</sup> DW, S. 195, 20 ff. – Die Predigt 10, *Quasi stella matutina in medio nebulae (Eccli. 50, 6/7)* ist so aufschlussreich für eine Erörterung des *“Grundes”* im Zusammenhang mit dem Eckehartischen Seins- und Gottesbegriff, dass ich sie in der Folge unter 1.2. noch einmal detailliert untersuche.

Brihad-Aranyaka-Upanishad III, 7, Uddālaka Aruni und Yājñavalkya im Disput zum Thema *“Der geheime (innere) Lenker”*. Hier ohne Weiteres eine Parallele zum Eckehartischen Grundbegriff ziehen zu wollen, wäre gewagt. Der indische Monismus, der in den spekulativen Texten der Upanishaden zutage tritt, ist sicherlich vom Konzept der mystischen Erfahrung des persönlichen Gottes weit entfernt. Eine Ähnlichkeit besteht lediglich darin – diese Ähnlichkeit ist allerdings auffällig – , dass der Grund des Seienden, aus dem das Seiendsein des Seienden entspringt, gleichfalls als unwandelbare Einheit innerhalb einer wandelbaren Vielheit beschrieben wird.

<sup>12</sup> DW, S. 197, 15 ff. – Welche astronomischen Kenntnisse hatte der Mystiker übrigens, wenn er ganz richtig und entgegen der Lehrmeinung seiner Zeit vom Unbewegtsein der Sonne spricht? Vielleicht hat er den *intuitus mysticus* auf die Naturerfahrung angewendet?

Nun wird auch die besondere und von Eckehart immer wieder betonte Bedeutung des Erkenntnisprozesses selbst deutlicher: der Erkenntnisprozess wandelt den primordialen Einheitsseindruck, der ein Seinseindruck ist, in eine Vielheitsvorstellung, die ein Eindruck vom Seienden ist, um. Er konstruiert ein Phänomen, eine Gestalt, das heißt: ein vielheitliches Eines.

## 6.

Die Gestalt oder das *“Bild”* ist aber nicht *“aus sich selbst”* und deshalb nur ein erkenntnistheoretisch Vorletztes: der Mystiker rät, der *“Bilder ledig”* zu werden, also wieder zur Einheitsprämisse zurück zu gelangen. Das ist auch genau das, was er immer in seinen Predigten exemplifiziert, wenn er die komplexen Bilder der ekklesiastischen Tradition in reine Begrifflichkeiten, die Seinsbegrifflichkeiten sind, überführt. Er beschreibt es so:

*„Alle Kreaturen berühren Gott nicht nach ihrer Geschaffenheit, und was geschaffen ist, muss aufgebrochen werden, soll das Gute herauskommen. Die Schale muss entzwei sein, soll der Kern herauskommen. Das alles zielt auf ein Entwachsen ab...”*<sup>13</sup>

Die Gestalt, die in ihrem sinnlich-körperlichen So-Sein als *“Kreatur”* existiert, prädiert ihren *“Grund”* also gerade nicht in diesem So-Sein, sondern rein in ihrem Sein, nicht in ihrer Verschiedenheit, mit der sie die Sinne affiziert und unseren Gestalteindruck prägt, sondern in der Einheit, die der Verschiedenheit vorausgeht und die ihren *“Kern”* ausmacht. Das Auffinden von diesem *“Kern”* setzt eine systematische Vorgehensweise voraus, ein *“Entwachsen”* in dem Sinne, dass die Wachstumsbewegung des Erkennens, die im scholastisch- aristotelischen Verständnis immer eine zielgerichtete ist, nun zu ihrem *“Endziel”* und zur Ruhe gelangt. Jene Ruhe ist schließlich auch das, was der Mystiker unter Glück versteht: die geglückte Erkenntnis, das Laufen *“in den Frieden”* (DW, S. 188, 10f.) der erkenntnistheoretischen Einheitsprämisse.

Diesen Vorgang kann man, analog zur Gestaltung, *Entstaltung* oder *Rückgabe der Bilder* nennen. Die Entstaltung oder Bildrückgabe ist dabei das Ziel einer teleologisch verstandenen

---

DW, S. 218, 15 ff. – Eckehart betont auch *“...kein Bild öffnet uns die Gottheit noch Gottes Sein.”* (DW, S. 320, 15 ff). Der Kreaturbegriff kann meiner Ansicht nach über weite Strecken mit dem Bildbegriff parallelisiert werden, wenn auch der erstere eher ontologisch, der zweite eher erkenntnistheoretisch interpretiert wird. Die Kreatur scheint mir das zu sein, was Olson als *“human animal”* bezeichnet – personelle Identität ohne die (oder vor den) erkenntnistheoretische Komponenten. Das Bild ist die erkannte bzw. prinzipiell erkennbare Kreatur. Erkennen heißt bei dem Mystiker in einem vorläufigen Sinn, Bilder zu machen. In einem vollgültigen, letzten Sinne heißt es, Bilder zu zerstören, um im bildlosen *“Grund”* mit dem primordialen Eins der Vorursächlichkeit identisch zu werden.

Wahrnehmung, indem sie in den Erkenntnisgrund zurückwirkt. Gestaltung ist richtig und wichtig, aber sie ist verfehlt, wenn sie nicht zur Entstaltung führt.<sup>14</sup>

Eckehart hat diese kognitive Abfolge von einheitlicher Quantität, vielheitlicher Qualität und erneuter Quantität auf eine ganz raffinierte Weise ontologisch interpretiert: er setzt Sein und Erkennen gleich - "*Utrum in deum sit idem, esse et intellegere*", wie der Mystiker in der von der Forschung vielzitierten Pariser Quaestio betont<sup>15</sup> - und schließt daraus, dass, analog zu der Einheit des Erkennens als Gestalt, die vor dem Erkennen als Vielheit geschieht, auch die Einheit des Seins vor der Vielheit des Seins ist.

## 7.

Was ist aber die Einheit des Seins, analog die Einheit des Erkennens? Der Mystiker sagt: „Gott“. Warum erkennt man die Einheit zuerst? Die Antwort lautet: „*In allen Gaben, die er gibt, gibt er stets zuerst sich selbst.*“ (DW, S. 197, 20f.) Gott wird folglich als ein einheitliches Sein verstanden, das sich in einem Vorgang der Seins-Entäußerung, in mystischer Terminolo-

<sup>14</sup> Interessant ist hier auch eine neurobiologische Analogie. Die Wahrnehmung der Gestalt setzt eine Einheitsprämisse - die, sagen wir, quantitativ ist - und eine Fähigkeit zur Vielheitsvorstellung, die qualitativ ist, voraus. Nun wissen wir inzwischen aber schon etwas mehr über den Aufbau des Gehirns als Eckeharts Zeitgenossen. Ein Mensch hat zum Zeitpunkt seiner Geburt eine bestimmte Anzahl Nervenzellen, die sich im Laufe seines Lebens nicht mehr verändert. Die Nervenzellen wachsen, wie auch der Neugeborene wächst, und vergrößern sich dementsprechend; es kommen allerdings keine neuen dazu. Bezüge der Vielheit sind keine Bezüge der Quantität; die Quantität, das Ist-Potential der Nervenzellen, ist nicht veränderlich. Bezüge der Vielheit, der "*Mannigfaltigkeit*", sind vielmehr spätere Bezüge neuronaler Verbindungen, die, wie man vermutet, sehr wahrscheinlich entwicklungspsychologisch bedingt sind. Die Quantitätsprämisse - und wir werden noch auf sie zu sprechen kommen, wenn es um Eckeharts Gottesbegriff geht - und die sich daraus entwickelnde Qualitätskonsequenz ergeben zusammen, als Ist-Potential oder Einheitsvorstellung und Neuronverbindung oder Vielheitlichkeit die Bedingung der Gestaltwahrnehmung, mithin des Denkens (vgl. u.a. auch *Fred A. Wolf*, „*Das holographische Modell der Traum- und Wachwahrnehmung*“, in: „*Die Physik der Träume*“, München 1994, S. 351.). Aber das ist noch nicht alles. Nun gibt es auch so etwas wie Zellteilung von Nervenzellen im Gehirn. Die Zellen, die bei diesen mitotischen Vorgängen beteiligt sind, heißen Gliazellen und tragen, so nimmt man an, auf eine noch nicht erforschte Weise zur Nährstoffversorgung der Nervenzellen bei. Es gibt Evidenz dafür, dass diese Gliazellen eine Rolle bei der Vorstellung hochabstraktiver Begriffe spielen - Einsteins Gehirn wies in der Obduktion eine überraschende Menge von Gliazellen in der visuellen Rinde auf. Man kann das als Anekdote der Forschungsgeschichte deuten. Wir können den Gedanken aber auch weiterspinnen und uns fragen: sind die Gliazellen etwa diejenigen Faktoren, die neuronale Quantitätsprämisse und Qualitätskonsequenz in der Bildung von Abstraktionen wieder einen? Und sind wir hier nicht ganz nahe an der Einheit von Erkennen und Sein, wie sie Parmenides und Eckehart betonen? Mehr noch: schaut uns hier nicht Thomas von Aquin über die Schulter? Es ist vielleicht gar nicht unplausibel, Akt und Potenz im thomasischen Sinne mit neuronaler Quantität und der Qualität der Neuronverbindungen zu assoziieren. Der "*actus purus*" könnte schließlich das sein, was in unserem Denken durch die Gliazellen verwirklicht wird: reine Abstraktion.

*Quint*, Einleitung zu "*Meister Eckehart – Deutsche Predigten und Traktate*", Zürich 1979, S.24. In jener Zusammenstellung vieler der wichtigsten Eckeharttexte (deutsche Predigten, Buch der göttlichen Tröstung, Traktate und Legenden), die von dem Eckehartkenner und -übersetzer hervorragend aufgearbeitet ist und die mir vor allen anderen als Studienwerk diente, ist die Pariser Quaestio leider nur erwähnt, nicht im Wortlaut wiedergegeben.

gie „*Wort*“ genannt, in das Seiende „*auswirkt*“. Das Seiende ist dasjenige Sein, das ausgewirkt ist, das vom nicht ausgewirkten metaphysischen Sein ausgeht und sich in der Gegenüberwelt präsentiert. Was wir von der Gegenüberwelt als einer Gegenüberwelt und folglich Verschiedenheit wahrnehmen, ist Seiendes. Was wir von der Gegenüberwelt als einer In- und Welt und folglich Seinsidentität wahrnehmen, ist das Sein, das „*Selbes*“, wie Eckehart sich ausdrückt. Beide Vorstellungen, Einheits- und Verschiedenheitsvorstellung, lassen in ihrem Zusammenwirken Phänomene konstruieren: so entsteht die Wahrnehmung der Gestalt.

Und warum erkennen wir hinter dem „*Wort*“ überhaupt eine Einheit, eine Gestalt, und kein bloßes asynchrones Nacheinander, Durcheinander und Miteinander von Formen? Diese Antwort ist nicht überliefert. Aber sie könnte, analog zum Bedeutungsgehalt des Wortes in mystischer Lesart, scherzhaft formuliert vielleicht heißen: „Gott stottert nicht“.

Wenn wir also mit der Gestalt als dem Erkenntnisgegenstand arbeiten, gibt es prinzipiell zwei Arten, die ich wie folgt benennen möchte: die Gestalt *in natura* und die Gestalt *in imagine*. Die Gegenüberwelt *in natura* bezeichnet Gestalten als reale Phänomene, die aufgrund von spontan erfassten Sinnesdaten als solche konstruiert werden – das entspräche weitgehend dem Kreaturbegriff des Mystikers. Jedoch, jedes Bild ist eine Kreatur, nicht jede Kreatur ist auch ein Bild; der Bildbegriff meint, wie beschrieben, bereits eine fortgeschrittene Stufe der kognitiven Verarbeitung der „*Kreatur*“.

Die Gegenüberwelt *in imagine* meint nun Gestalten als fiktive Phänomene, die aufgrund erinnerter Sinnesdaten als solche konstruiert werden: Bilder. Wenn wir also erkenntnistheoretische Bilder Eckeharts untersuchen, geht es genau darum, die Konstruktion dieser Phänomene als Gestalten *in imagine* nachzuvollziehen. Diese gleichnishaften Bilder sind, wegen ihrer Verschiedenheit von der nichtpräzifizierbaren Einigkeit nicht unumstrittene, Mittler des *Grundes*, sie vermitteln einen Einblick in den aprioristischen Erkenntnisursprung und die Möglichkeit der Kommunikation mit ihm.

# **Knoten**

von

HAGEN BOBZIN<sup>1</sup>

## **Der gordische Knoten**

Als Alexander der Große im Jahr 333 v. Chr. auf seinem Marsch durch Anatolien die phrygische Hauptstadt Gordium erreichte, wurde er zum Tempel des Zeus geführt. Dort stand der Ochsenkarren des Stadtgründers Gordius, der das Joch und die Deichsel des Wagens durch einen kunstvollen Knoten verbunden hatte. Da sich der Knoten lange Zeit von niemandem entwirren ließ, erhielt er für die Umwohner religiöse Bedeutung und schließlich entstand die Sage, dass derjenige, der den Knoten zu lösen vermag, zum Herrscher der gesamten Welt - also ganz Asiens - aufsteigen würde. Mit seinem Schwerthieb präsentiert Alexander der Große eine erstaunlich einfache wie sprichwörtlich grobe Methode, das Problem zu lösen.

Die Sage um den gordischen Knoten enthält einige Aspekte des Angewandten Nichtwissens, während andere Details eher irreführend sind. So beschäftigt sich das Institut eher selten mit Fragen der Religion oder des Glaubens, was nicht heißt, dass etwa die Frage nach einem Gottesbeweis hin und wieder die Gemüter erhitzt. Auch der Irrtum des Orakels bezüglich der Herrschaft über den gesamten Orient und Okzident spielt für uns eine untergeordnete Rolle. Außerdem haben unsere Fragestellungen häufig keine exakte Lösung, wie sie Alexander der Große durchaus gefunden hat. Wie aber geht man mit Problemen um, die sich nicht so einfach lösen lassen? Existiert überhaupt eine Lösung, wenn man beispielsweise die Frage nach Gerechtigkeit aufwirft? Und wie geht man mit Vermutungen um, die über lange Zeit nicht widerlegt worden sind?

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag ist Teil eines Vortrags, den das Institut für Angewandtes Nichtwissen am 5.7.2000 an der Universität Koblenz im Rahmen der Sommeruniversität gehalten hat.

Solche Vermutungen gibt es in der Mathematik zuhauf. Sie beziehen zum Teil ihren Reiz aus der Tatsache, dass sie von berühmten Personen - wie etwa Euklid, Euler oder Riemann - geäußert worden sind. Andere Mathematiker wie Fermat sind zum Teil deswegen in aller Munde, weil sich ihre Vermutungen in extrem einfachen Fragen zusammenfassen lassen. Zwei *Knoten* von erstaunlicher Schlichtheit werden nun vorgestellt, wobei das ungelöste Kugelproblem von dem allseits bekannten Johannes Kepler geäußert worden ist, der die moderne Astronomie begründet hat. Für das zweite Problem - das sogenannte Vier-Farben-Problem - hat man erst in jünster Zeit Beweise für die Richtigkeit der Vermutungen gefunden. Das mag aus Sicht des Angewandten Nichtwissens betrüblich sein, dennoch ist es interessant, wie begründete Vermutungen den Umgang mit Problemen beeinflussen können, deren exakte Lösung (noch) nicht bekannt sind.

### Das Vier-Farben-Problem

Schon auf sehr alten Landkarten haben Zeichner nebeneinander liegende Länder mit verschiedenen Farben versehen. Und auch damals war es nicht unbedingt üblich, jedem Land eine andere Farbe zuzuordnen. Da es nie zu Problemen bei der Farbwahl kam, wurde auch die Frage nach der minimalen Zahl benötigter Farben nicht aufgeworfen. Bis schließlich im Jahr 1852 Francis Guthrie in einem Brief an seinen Bruder, der Student bei dem berühmten Mathematiker Augustus de Morgan war, folgende Beobachtung schilderte: Egal welche Landkarte ich einfärbe, ich benötige höchstens vier Farben, so dass keine Nachbarländer dieselbe Farbe aufweisen. Bis 1976 und genau genommen darüber hinaus hat dieses Problem, das dem mathematischen Gebiet der Topologie zugeordnet ist, die Wissenschaft beschäftigt.

Nachdem der pathologische Fall von Ländern, die sich wie Kuchenstücke in einem einzigen Punkt berühren, ausgeschlossen worden ist, haben Kenneth Appel und Wolfgang Haken eine korrekte Lösung vorgestellt, bei der sie den Computer im Wesentlichen als Gedächtnis einsetzen. Obwohl der Computer über 1000 Stunden Rechenzeit benötigt hat und der resultierende Beweis mehrere hundert Seiten lang ist, empört es die Mathematiker bis heute, dass der Beweis durch einen Computer generiert worden ist. Allerdings habe ich nicht herausfinden können, woran sich die Mathematiker stören. Vielleicht beunruhigt sie der Computer als *black box*, von dem sie nicht wissen, wie er intern funktioniert und ob er richtig programmiert worden ist. Vielleicht reiben sich die Mathematiker auch nur an dem wenig glanzvollen Beweis, denn wenn ich die Beweisführung richtig verstehe, hat der Computer nicht anderes getan, als sämtliche logisch denkbaren Fälle durchzurechnen, indem er komplizierte Fälle auf eine der 1936 lösbaren Grundformen zurückführt.

Übrigens ist nun auch das wesentlich komplizierte Problem gelöst worden, bei dem man höchstens sieben Farben benötigt, um beliebige Karten auf der Oberfläche eines Torus (*doughnut-shaped surface*) einzufärben.

## Das Keplersche Kugelproblem

Ähnlich zum Vier-Farben-Problem hat Johannes Kepler 1611 das Problem der Kugelpackung<sup>2</sup> formuliert. Wir vermuten bis heute, dass eine sehr gute Näherungslösung seit Menschengedenken von jedem halbwegs intelligenten Gemüsehändler praktiziert worden ist. Die Frage lautet: „*Wie sind Kugeln gleichen Durchmessers zu packen, so dass sie den geringsten Raum einnehmen?*“ Und der Gemüsehändler antwortet: „Staple die Kugeln, wie ich meine Äpfel und Apfelsinen!“ Auch die Bienen scheinen dieses Prinzip beim Bau ihrer Waben schon vor Millionen von Jahren entdeckt zu haben.

Interessanterweise ist auch hier der „Knoten“ *relativ* einfach zu lösen, solange man das Keplersche Problem in der Ebene analysiert. Doch selbst dieses vereinfachte Problem blieb mehr als 300 Jahre ungelöst, bis der Amerikaner Richard Kershner (1939), der Ungar Laszlo Fejes Toth (1940) sowie der Italiener Benjamini Segre gemeinsam mit dem Deutschen Kurt Mahler (1944) voneinander unabhängige Beweise präsentieren konnten. Die eindeutige, optimale Gitterstruktur in der Ebene zeigt Kugeln, die jeweils sechs Nachbarkugeln berühren.

In der Zwischenzeit hatte das ursprüngliche dreidimensionale Problem neue Popularität erlangt, nachdem David Hilbert im Jahre 1900 seine berühmte Liste von 23 ungelösten Problemen präsentierte. Darin tauchte das Keplersche Problem als Spezialfall des 18. Hilbertschen Problems auf. Wie Kepler vermutete, benötigt die dichteste Kugelpackung  $\pi/6\sqrt{2} \approx 74.05\%$  des Raums. Zwar kündigte der amerikanisch-chinesische Mathematiker Wu-Yi Hsiang eine Lösung an, doch leider stellten sich eine Reihe von unbewiesenen Hilfsaussagen als falsch heraus.

Vielleicht wird die 1953 veröffentlichte Lösung eines einfacheren Problems dazu beitragen, das Kugelproblem zu knacken. Diese Fragestellung geht auf einen Disput zwischen Isaac Newton und David Gregory zurück, den beide 1692 anlässlich einer Diskussion zum Keplerschen Problem führten. Newton vermutete, es sei unmöglich, dass eine Kugel dreizehn andere ihr gleichgroße Kugeln berührt. Gregory meinte, es geht. Wie der Holländer Bartel Leenberg van der Waerden und der Deutsche Karl Schütte bewiesen haben, behält Newton Recht: Die Kusszahl der zentralen Kugel ist zwölf. Obwohl damit das Newton-Gregory-Problem der dreizehn Kugeln gelöst ist, steht ein Beweis der Keplerschen Vermutung weiter aus. Intuitiv wird man die

---

<sup>2</sup> Auf der Internetseite <http://www.math.tu-freiberg.de/semblatt/97\1/Geschichte/kepler.html> hat M. Gebel genauere Informationen gesammelt.

zweidimensionale Lösung aufgreifen und eine zweite Schicht versetzt darauf stapeln. Legt man dabei die Kugeln in die Gruben der unteren Schicht, dann berührt jede Kugel der einen Schicht drei Kugeln der anderen Schicht und es entsteht die räumliche Keplersche Kugelpackung mit der zuvor angegebenen Raumdichte.

Die Faszination der beiden Kugelprobleme wie auch des Vier-Farben-Problems besteht darin, dass man sie jedem Kind erklären kann. Alle Probleme haben eine „offensichtliche“ Lösung, dennoch lassen sie sich nur mit aufwendigen mathematischen Methoden attackieren - das Keplersche Problem trotz dieser Methoden sogar noch bis heute. Andere einfach zu beschreibende Probleme werden sprichwörtlich für alle Zeiten unlösbar bleiben - weil das Instrumentarium zu ihrer Lösung auf Zirkel und Lineal eingeschränkt ist. Bei diesen Knoten handelt es sich um die antiken Probleme der Griechen.

### Antike Knoten

Einen grundlegenden Lehrsatz der Geometrie schreibt Euklid dem Pythagoras von Samos (570-480 v. Chr.) zu. Dieser Satz beruht auf vorgriechischen Erkenntnissen der Mathematik, die Pythagoras in Phönizien kennengelernt hat: In einem rechtwinkligen Dreieck ist die Summe der Kathetenquadrate gleich dem Quadrat über der Hypotenuse,<sup>3</sup>

$$a^2 + b^2 = c^2.$$

Doch was fängt man mit einem solchen Satz an, wenn das Weltbild auf rationalen Zahlen beruht, also Zahlen, die sich als Quotient eigentlich natürlicher Zahlen darstellen lassen. So bleibt es nicht aus, dass eine Pythagoreer aus der politisch-religiösen Lebensgemeinschaft um Pythagoras etwa 500 v. Chr. die *erschreckende* Entdeckung inkommensurabler Strecken macht. Damit sind Zahlen wie etwa  $\sqrt{(1^2 + 1^2)} = \sqrt{2} = c$  oder auch  $\pi$  gemeint, die sich nicht als Quotient zweier natürlicher Zahlen darstellen lassen. Von der anschließenden Grundlagenkrise erholt sich die griechische Mathematik erst, als Eudoxos von Knidos eine Theorie der Proportionen schafft, die auch inkommensurable Strecken einschließt.

Die Krise spiegelt sich in drei klassischen Problemen der Griechen wider, die von enormer Bedeutung für die Entwicklung der Geometrie waren: (a) die bis heute sprichwörtliche Quadratur des Kreise, (b) die allgemeine Dreiteilung eines Winkels und (c) das damals bekannteste und Aufsehen erregendste Problem, nämlich die Verdopplung eines Würfels.

---

<sup>3</sup> Die pythagoreischen Zahlen 3, 4 und 5 lassen sich wegen  $3^2 + 4^2 = 5^2$  ausnutzen, um rechtwinklige Dreiecke zu konstruieren.

**Quadratur des Kreises:**

Es ist unmöglich, allein mit Zirkel und Lineal ein Quadrat zu konstruieren, das den gleichen Flächeninhalt besitzt wie ein Kreis mit dem Radius  $r$ . Bezeichnet  $x$  die gesuchte Kantenlänge dieses Quadrates, dann gilt

$$x^2 = \pi r^2$$

oder als Quotient ausgedrückt  $(x:r)^2 = \pi$ . Für das Institut für Angewandtes Nichtwissen war diese Erkenntnis Grund genug, die Quadratur des Kreises zum Symbol der Vereinsarbeit zu erheben.

**Allgemeine Dreiteilung eines Winkels:**

Das zweite klassische Problem bezieht sich auf ein rechtwinkliges Dreieck mit der normierten Hypothenusenlänge 1. Die Aufgabe lautet, den Winkel  $\varphi$ , der von der Hypothenuse und der Ankathete mit der Länge  $\cos \varphi$  eingeschlossen wird, nur mit Hilfe von Zirkel und Lineal in drei gleich große Winkel zu zerlegen. Diese Aufgabe kann darauf zurückgeführt werden, aus der Strecke  $\cos \varphi$  und der Einheitsstrecke die Strecke  $\theta = \cos(\varphi/3)$  zu konstruieren, wobei  $\theta$  die Gleichung

$$4x^3 - 3x - \cos \varphi = 0$$

löst. Selbstverständlich lässt sich der Winkel  $\varphi = 60^\circ$  mit  $\cos \varphi = 1/2$  dreiteilen, dennoch bleibt es unmöglich, die gesuchte Strecke  $\theta$  als rationale Zahl darzustellen.

**Verdopplung eines Würfels:**

Bei diesem so genannten Delischen Problem ist der Inhalt eines Würfels mit der Kantenlänge  $a$  zu verdoppeln:

$$x^3 = 2a^3$$

Erst 1837 hat Pierre Wantzel bewiesen, dass das Problem allein mit Hilfe von Lineal und Zirkel nicht zu lösen ist. Nur wenn man Kurven 2. oder 3. Grades bzw. spezielle Geräte wie das Mesolabium des Eratosthenes heranzieht, sind geometrische Lösungen möglich.

Ohne die Funktionsweise des Mesolabiums näher zu erläutern, ist es bemerkenswert, wie schon Eratosthenes (um 300 v. Chr.) darum bemüht war, seine *wenig praxisrelevante* Erkenntnis zu verkaufen. In seinem Werk *Platonicus* schreibt er: Als die Einwohner von Delos von einer Seuche heimgesucht wurden, riefen sie Apollon mit der Frage an, was zu tun sei, um die göttliche Strafe abzuwenden. Darauf erhielten sie das Orakel, dass sie den würfelförmigen Altar des Apollon verdoppeln sollten. Da die Einwohner nicht in der Lage waren, das Problem zu lösen, wendeten sie sich nun in ihrer Verzweiflung an Platon. Doch der ließ sie mit dem Kommentar stehen, dass sich der Gott vermutlich keinen doppelt so großen Altar wünschte, sondern lediglich die Griechen wegen ihrer Ignoranz gegenüber der Mathematik bestrafen wollte.

Man beachte, dass Hippokrates das Problem entscheidend vereinfacht hat, indem er es in die Welt der Quotienten transformierte. Seine neue Aufgabe lautet: Finde zu den gegebenen Strecken  $a$  und  $b$  ( $=2a$ ) zwei weitere Strecken  $x$  und  $y$ , so dass  $a:x=x:y=y:b$ . Der Bezug zum Ausgangsproblem ist durch

$$\frac{a^3}{x^3} = \left(\frac{a}{x}\right)^3 = \frac{a}{x} \frac{x}{y} \frac{y}{b} = \frac{a}{b} = \frac{1}{2}$$

gegeben. Mit der neuen Aufgabe wird die Lösung durch den Schnittpunkt der beiden Polynome  $ay = x^2$  und  $bx = y^2$  beschrieben.

## Komplizierte Knoten

### Fermats letzter Satz:

Blickt man zurück auf den Satz des Pythagoras und die Verdopplung des Würfels, dann liegt es nahe, die Gleichung

$$x^3 + y^3 = z^3$$

zu untersuchen. Genau das hat Euklid (365-300 v. Chr.) getan und dabei immer wieder festgestellt, dass es keine zwei Würfel mit ganzzahliger Kantenlänge gibt, deren Summe einen Würfel mit ganzzahliger Kantenlänge liefert.

Die allgemeinere Fassung dieser Beobachtung ist als Fermats Vermutung (1637) in die Geschichte eingegangen. Das Problem hat die Mathematik mehr als 300 Jahre nicht in Ruhe gelassen und lautet wie folgt: Es gibt keine positiven ganzen Zahlen  $x$ ,  $y$  und  $z$ , so dass

$$x^n + y^n = z^n$$

für  $n > 2$  erfüllt ist. Andrew Wiles glaubte 1994 einen Beweis gefunden zu haben, hat allerdings eine Lücke entdeckt, die sich nicht schließen ließ. Im Jahr 1995 veröffentlichte er einen neuen außergewöhnlich langen und komplizierten Beweis. Damit steht die Mathematik vor dem nächsten Problem. Zwar haben Tausende Wiles' Beweis gelesen, aber nur wenige Hundert haben ihn verstanden. Zumindest behauptet niemand, einen Fehler entdeckt zu haben.

### Riemannsche Vermutung:

Das was Fermats letzter Satz für die Zahlentheorie ist, ist die (unbewiesene) Riemannsche Vermutung über „seine“ zeta-Funktion

$$\zeta(s) = \sum_{n=1}^{\infty} \frac{1}{n^s}, \quad s \in \mathbb{C}, \Re(s) > 1$$

für die klassische Analysis. Wie Riemann vermutet, liegen alle nicht trivialen Nullstellen (wie  $-2, -4, -6, \dots$ ) auf der Geraden mit dem Realteil  $\Re(s) = 1/2$ . Obwohl diese Vermutung für den mathematischen Laien wenig reizvoll ist, gibt es einen wirklich überraschenden Zusammenhang mit der Primzahltheorie. Wie Euler 1737 **bewiesen** hat, gilt

$$\prod_p \left(1 - \frac{1}{p^s}\right)^{-1} = \zeta(s),$$

wobei das Produkt über alle Primzahlen zu nehmen ist. Ich schlage vor, die Schlichtheit dieser Formel zu genießen und möchte lediglich darauf hinweisen, dass sie heute - also 250 Jahre nach ihrer Entdeckung - von großer Bedeutung für die stochastische Physik ist.

# **Nur der Nutzen zählt oder: Was ist rational?**

von

ILKA MEYNE

## **1. Statt einer Einleitung**

Jeden Tag treffen wir eine Vielzahl von Entscheidungen. Manche sind uns gar nicht bewusst, da wir sie jeden Tag treffen, wie z.B. die Entscheidung, morgens aufzustehen und zur Arbeit zu gehen, und als reine Routine auffassen. Andere Entscheidungen haben eine größere Tragweite für unsere Lebensgestaltung; etwa die Entscheidung für eine bestimmte Ausbildung, Entscheidungen über langfristige Kapitalanlagen oder über zwischenmenschliche Beziehungen. Und wir beurteilen Entscheidungen: unsere eigenen und die anderer Menschen. Wir halten sie für gut oder schlecht, je nach den von uns wahrgenommenen Konsequenzen. Entscheidungen anderer, die wir nicht nachvollziehen können, bezeichnen wir manchmal als irrational.

Aber was bedeutet eigentlich Rationalität? Was ist rational? Ist derjenige rational, der widerspruchsfrei und logisch handelt? Oder bedeutet Rationalität, das Beste für sich selbst zu erreichen? Und was ist dann das Beste? An diesen Fragen, die stellvertretend für viele weitere stehen, zeigt sich, wie weit der Interpretationsspielraum für den Rationalitätsbegriff bzw. die Rationalität als Grundlage unserer Entscheidungen ist. Je nachdem ob der Befragte ein Soziologe, Psychologe, Philosoph, ein erfolgreicher Manager oder Fußballspieler ist, wird die Antwort anders ausfallen. Rationalität ist deshalb nicht nur ein Maßstab für unsere Handlungen. Sie prägt aufgrund der Vielfältigkeit ihrer möglichen Bedeutungen auch unser Menschenbild. Die meisten Menschen haben eine mehr oder weniger konkrete Vorstellung davon, was unter „Rationalität“ zu verstehen ist, aber abschließende „wahre“ Antworten kann niemand geben: ein typischer Fall Angewandten Nichtwissens.

Der vorliegende Beitrag setzt sich kritisch mit dem Rationalitätsbegriff in den Wirtschaftswissenschaften auseinander. Hier wird Rationalität so interpretiert, dass Individuen bei der Verfolgung ihrer Ziele berechnend und optimierend vorgehen, d.h. ihre Entscheidungen so treffen, dass „nichts verschenkt wird“. Damit dieses Verhalten konsistent abbildbar ist, das Optimierungskalkül eine „sinnvolle Lösung“ hat, werden im Rahmen von Modellen über rationale Entscheidungen – wie z.B. Konsumententscheidungen – an die Präferenzen von Individuen bestimmte Anforderungen gestellt. Sofern diese erfüllt sind, kann die Entscheidung selbst auch einem Computer überlassen werden, der anstelle des Individuums die optimale Entscheidung errechnet. Dieses Vorgehen legt eine weitere Interpretation, dem Optimierungskalkül vorgelagerte Interpretation von Rationalität nahe: Ein Individuum ist/handelt rational, wenn seine Präferenzen bestimmten Anforderungen genügen, die die „sinnvolle“ Berechnung der optimalen Entscheidungen ermöglichen.

Rationales Handeln kann also im Sinne von „nichts verschenken“, „das Beste für sich herauszuholen“ kurz als Optimieren interpretiert werden. Um das Optimierungskalkül zu ermöglichen, müssen bereits die Präferenzen oder Vorlieben eines Individuums in ein bestimmtes Schema passen. Diese „in das Schema passen“ kann wiederum als rational bezeichnet werden. Beide Auffassungen scheinen zwei Seiten einer Medaille zu sein, doch der Schein trügt, was folgendes Beispiel – nach seinem Erfinder, dem Physiker William Newcomb, als *Newcombs Problem* benannt – deutlich macht.

Irma und Rafael sitzen vor je einem Tisch, auf welchem zwei Dosen stehen. Eine Dose ist aus Glas und enthält – für jeden sichtbar – 1000 \$. Die andere Dose ist aus Metall. Sie enthält entweder 1 Million \$ oder sie ist leer. Sowohl Irma als auch Rafael wissen, dass der Inhalt dieser Dosen bereits feststeht, kennen ihn jedoch nicht. Beide können nun entscheiden, ob sie beide Dosen nehmen oder nur die Dose aus Glas. Das Problem besteht darin, dass die Entscheidung über den Inhalt der Metaldose von einem superintelligenten Wesen, dem Prediktor, getroffen wurde, welches die Entscheidungen von Individuen immer korrekt antizipiert. Bei einer Entscheidung für beide Dosen lässt der Prediktor die Metaldose leer, während er 1 Million \$ in die Metaldose legt, sofern sich das Individuum allein für diese entscheidet. Es sei bekannt, dass dieses Experiment bereits mit sehr vielen anderen Menschen durchgeführt wurde, und dass jeder, der beide Dosen genommen hatte, eine leere Metaldose bekam. Die Metaldose derjenigen, die sich gegen die Glasdose entschieden haben, enthielt immer 1 Million \$.

Rafael geht rational im Sinne eines Optimierungskalküls an die Sache heran. Er sagt sich: „Relevant ist nur die Frage, ob die Metaldose leer ist oder nicht, denn deren Inhalt liegt bereits fest.“ und malt die Situation erst einmal in einer Entscheidungsmatrix auf:

|        |             | Zustand der Welt |                 |
|--------|-------------|------------------|-----------------|
|        |             | Metalldose leer  | Metalldose voll |
| Aktion | Metalldose  | 1 Mio. \$        | 0               |
|        | Beide Dosen | 1,001 Mio. \$    | 1000 \$         |

Daraus schließt er: „Nehme ich beide Dosen, bin ich auf jeden Fall (!) besser dran.<sup>1</sup> Der Prediktor wird erkennen, dass ich ein rationales Individuum bin, welches dieses Entscheidungsproblem durchschaut, und deshalb nichts in die Metalldose legen. Nähme ich also die Metalldose – was ich natürlich nicht tue –, würde ich diese leer finden. Deshalb werde ich beide Dosen nehmen.“ Er nimmt beide Dosen, und – wenig überraschend – die Metalldose ist leer.

Irma hingegen argumentiert wie folgt: „Ich halte es für extrem unwahrscheinlich, dass der Prediktor meine Entscheidung falsch voraussagt. Schließlich hat es doch bei den anderen bisher auch geklappt. Klar, was ich mache, oder?“ Sie nimmt die Metalldose und steckt die darin enthaltene 1 Million \$ in ihre Tasche. Natürlich ist das Verhalten von Irma irrational, denn nach der Argumentation von Rafael hat sie gerade auf 1000 \$ verzichtet!

Inwiefern führen in diesem Beispiel rationales Handeln im Sinne eines Optimierungskalküls und Rationalität im Sinne von „rationalen Präferenzen“ zu unterschiedlichen Ergebnissen? Da es sich in diesem Beispiel um Geld handelt, kann problemlos davon ausgegangen werden, dass die Präferenzen von Irma und Rafael die Anforderungen für ein Optimierungskalkül erfüllen und in dem Sinne rational sind. Beide möchten lieber mehr Geld besitzen als weniger; das ist alles, was darüber gesagt werden muss. Gehen wir weiter davon aus, dass Rafael die Entscheidungssituation richtig darstellt.<sup>2</sup> Nach seinem Optimierungskalkül hat er dann zweifellos die optimale Entscheidung getroffen. Gleichzeitig hat er sich dabei mit seiner Rationalität selbst ausgetrickst. Beide Dosen zu nehmen, wäre nach seinen Präferenzen die bessere Entscheidung gewesen. Aber hätte der Prediktor dann wirklich 1 Million \$ in die Metalldose getan?

## 2. Instrumentelle Rationalität und „Rationale Präferenzen“

Newcombs Problem hat gezeigt, dass „rationales Rasonnieren“ nicht immer zum Erfolg führt, auch wenn die Präferenzen der Entscheidenden sich auf rein monetäre Größen beziehen. In diesem Abschnitt sollen auch andere Entscheidungssituation zugelassen sein. Hierfür wird das

<sup>1</sup> Wie der Kenner sofort bemerkt, dominiert „Beide Dosen nehmen“ die andere Aktion.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu Hargreaves Heap et al. 1992, S. 340 ff.; Taylor 1995, S. 42 ff.

Menschenbild der neoklassischen Ökonomie etwas näher unter die Lupe genommen. Der Schwerpunkt der Betrachtung liegt dabei auf den Annahmen, die über die individuellen Präferenzen getroffen werden.

Nach dem Menschenbild der neoklassischen Ökonomie, dem *Homo Oeconomicus*, ist der Rationalitätsbegriff sehr eng und genau abgrenzt. Im Vordergrund menschlichen Handelns steht das Erreichen von Zielen, wobei das Zielsystem selbst nicht hinterfragt wird. Präferenzen oder Wertvorstellungen können dabei soweit gefasst werden, dass sie eine pauschale Beschreibung der Lebenssituation des Individuums darstellen. Der Vorteil dieser „instrumentellen“ Rationalität liegt, wie bereits erwähnt, in der Möglichkeit, aus den individuellen Präferenzen über ein Optimierungskalkül konkrete Handlungsanweisungen abzuleiten bzw. menschliches Handeln auf überschaubare Faktoren zurückzuführen.

Für die Optimierung, d.h. die Entscheidungsfindung, wird im allgemeinen davon ausgegangen, die Präferenzen seien anhand mathematischer Funktionen, sogenannter Nutzenfunktionen abbildbar. Dies bedeutet nicht, jedes Individuum könne diese Funktion tatsächlich angeben. Nutzenfunktionen können vielmehr wie folgt konstruiert werden: Man stelle sich vor, ein Individuum müsse eine Reihe von Alternativen in eine Rangfolge bringen. Die beste Alternative bekommt den höchsten Nutzenwert, die zweitbeste den zweithöchsten usw. Alternativen, die das Individuum als gleichwertig ansieht, bekommen den gleichen Nutzenwert.

Die folgenden Annahmen sind für die Abbildung von Präferenzen anhand solcher Nutzenfunktionen zentral.<sup>3</sup>

### (1) Vollständigkeit

Die Präferenzen eines Individuums werden als vollständig bezeichnet, wenn dieses für zwei beliebige Alternativen  $x$  und  $y$  angeben kann, ob es entweder (a)  $x$  besser findet als  $y$ , (b)  $y$  besser findet als  $x$  oder (c)  $x$  genauso gut findet wie  $y$ .

Die Annahme klingt zwar zunächst harmlos. Sie bedeutet aber, dass auch so seltsame Alternativen wie die folgenden miteinander verglichen werden können:  $x = \{20 \text{ Tafeln Schokolade, ein Theaterticket}\}$  und  $y = \{4 \text{ Jogginganzüge, 2mal Abwaschen}\}$ . „Keine Ahnung“ oder „Ich kann mich nicht entscheiden“<sup>4</sup> sind ausgeschlossen.

---

<sup>3</sup> Tatsächlich sind noch zwei weitere, eher technische Annahmen notwendig, auf die hier jedoch nicht näher eingegangen werden soll.

<sup>4</sup> Man beachte, dass dies von „Ist mir egal“, also von Punkt (c) oben, zu unterscheiden ist.

## (2) Transitivität

Angenommen, ein Individuum findet eine Alternative  $x$  mindestens so gut (d.h. entweder genauso gut oder besser) wie eine Alternative  $y$ . Und  $y$  ist für dieses mindestens genauso gut wie ein Güterbündel  $z$ . Dann fordert die Transitivität, dass  $x$  mindestens so hoch wie  $z$  eingeschätzt wird. Und dieses soll für beliebige Alternativen  $x, y, z$  aus der gesamten Alternativenmenge gelten.

Klingt logisch? Man stelle sich eine sehr lange Reihe mit Kaffee gefüllter Tassen vor. In der ersten Tasse ist schwarzer Kaffee. In der zweiten Tasse sind ein paar Zuckerkörner, aber so wenig, dass kein Unterschied zu schmecken ist. In dritten Tasse sind wieder ein paar Körner mehr usw. bis hin zur letzten Tasse der Reihe, die dann schon ziemlich süß schmeckt. Aus der Transitivität folgt, dass ein Individuum, welches jeweils zwischen je zwei nebeneinander stehenden Tassen Kaffee indifferent ist, auch die erste und die letzte Tasse in der Reihe gleich gern oder ungerne trinkt bzw. gleich bewertet.<sup>5</sup>

Ein Problem bei der Forderung nach Transitivität liegt somit in der Erfassung gradueller Unterschiede. Obwohl wir geringe Variation z.B. beim Zuckergehalt von Kaffee, Änderungen von Farben u.ä. oft entweder gar nicht wahrnehmen oder nicht als wesentlich erachten, lässt sich dieses nicht ohne Weiteres auf „weiter voneinander entfernte“ Alternativen übertragen.

Sind Menschen mit intransitiven Präferenzen dann irrational? Andererseits kann man Menschen, deren Präferenzen nicht transitiv sind, prima ihr Geld abknöpfen.<sup>6</sup> Wie? Nehmen wir an, Irma findet eine Alternative B (3 Bananen) besser als eine Alternative A (1 Ananas). Die Alternativen C (ein Beutel Cashewnüsse) und B schätzt sie gleich gut ein. Bei transitiven Präferenzen würden die Cashewnüsse ebenfalls der Ananas vorgezogen werden. Dementgegen findet Irma jedoch Cashewnüsse und Ananas gleich gut. Sie ist also bereit, die Cashewnüsse gegen die Ananas zu tauschen. Zudem ist Irma bereit, die Ananas gegen drei Bananen zu tauschen und zusätzlich einen positiven Geldbetrag zu bezahlen, da sie letztere höher einschätzt als die Ananas. Wegen der Indifferenz können die drei Bananen gegen den Beutel Cashewnüsse getauscht werden und die Cashewnüsse wiederum gegen die Ananas. Zudem ist Irma bereit, die Ananas gegen drei Bananen zu tauschen und zusätzlich einen positiven Geldbetrag zu bezahlen, da sie die Bananen höher einschätzt als die Ananas ...

In den obigen Beispielen wurden nur sichere Alternativen betrachtet. Die Mehrzahl von Entscheidungen ist jedoch mit Unsicherheit<sup>7</sup> verbunden. Betrachten wir folgende Entscheidungssituation:

<sup>5</sup> Dieses Kaffee-tassenbeispiel stammt von Sen 1970.

<sup>6</sup> Spontan fällt mir hierbei immer „Hans im Glück“ ein. Aber wer das Märchen kennt, weiß, dass dessen Präferenzen tatsächlich transitiv sind.

<sup>7</sup> Vgl. auch Wagener 1999 zur Bedeutung von Wahrscheinlichkeit und Unsicherheit.

Rafael möchte gern eine längere Radtour unternehmen. Zur Auswahl stehen Radwandern in Schweden oder an der Mecklenburgischen Seenplatte. Der Urlaub ist ein Geschenk von Rafaels Eltern, so dass finanzielle Erwägungen keine Rolle spielen. Für Schweden sprechen die beeindruckende Landschaft und die romantische Einsamkeit. Leider ist dort auch das Wetter unbeständiger und Dauerregen für den betrachteten Zeitraum viel wahrscheinlicher als in Deutschland. Die Wahrscheinlichkeiten für Dauerregen oder Sonnenschein sind Wetterstatistiken entnommen (objektive Wahrscheinlichkeiten). Da Rafael instrumentell rational handelt, liegt es nahe, dass er den

*erwarteten Nutzen von Schwedenurlaub*

$$= \text{Wahrscheinlichkeit von Dauerregen} * \text{Nutzen von Schwedenradtour bei Dauerregen} \\ + \text{Wahrscheinlichkeit von Sonnenschein} * \text{Nutzen von Schwedenradtour bei Sonne}$$

mit dem

*erwarteten Nutzen von Urlaub in Meck-Pomm*

$$= \text{Wahrscheinlichkeit von Dauerregen} * \text{Nutzen von Urlaub in Meck-Pomm bei Dauerregen} \\ + \text{Wahrscheinlichkeit von Sonnenschein} * \text{Nutzen von Urlaub in Meck-Pomm bei Sonne}$$

vergleicht und die Alternative mit dem höheren erwarteten Nutzen wählt. Die Urlaubsentscheidung kann man dann mit der Entscheidung zwischen zwei Lotterielosen vergleichen. Die Lotterie für den Schwedenurlaub hat die Preise, d.h. die Lotteriegewinne, Schwedenradtour bei Dauerregen und Schwedenradtour bei Sonne. Die andere Lotterie ist mit den Preisen Urlaub in Meck-Pomm bei Dauerregen und Urlaub in Meck-Pomm bei Sonne verbunden. Nutzenfunktionen dieser Art werden nach ihren „Erfindern“ als *von-Neumann-Morgenstern*-Nutzenfunktionen bezeichnet. Aber Vorsicht! Auch hier sind noch einige Annahmen notwendig, damit das Optimierungskalkül immer zu sinnvollen Lösungen führt.

### **(3) Präferenzen bei steigenden Wahrscheinlichkeiten**

Wir betrachten zwei Lotterien mit den beiden Preisen  $B$  und  $S$ , wobei  $B$  höher eingeschätzt wird als  $S$ . Dann soll diejenige Lotterie vorgezogen werden, bei welcher  $B$  mit der größeren Wahrscheinlichkeit realisiert wird.

### **(4) Stetigkeit**

Es sei  $B$  der beste und  $S$  der schlechteste Preis. Dann gibt es für jeden sicheren Preis  $M$  eine Lotterie mit den Preisen  $B$  und  $S$ , so dass Indifferenz zwischen dieser Lotterie und dem Preis  $M$  vorliegt.

*Beispiel:* Betrachten wir drei Lotterien:

Lotterie I: die Möglichkeit, 1\$ ohne Lebensgefahr zu bekommen;

Lotterie II: die Möglichkeit, 0\$ ohne Lebensgefahr zu bekommen, und

Lotterie III: die Möglichkeit, 1\$ unter Lebensgefahr zu bekommen.

1\$ kann als der beste Preis interpretiert werden, während der Tod für den schlechtesten Preis steht. Der Preis 0\$ liegt irgendwo dazwischen. Es sei angenommen, die Lotterie I werde der Lotterie III vorgezogen. Dann muss nach dem Axiom der Stetigkeit auch die Lotterie III der Lotterie II vorgezogen werden, sofern das Risiko klein genug ist.<sup>8</sup>

### (5) Unabhängigkeit

Die Preise einer Lotterie können durch andere Preise ersetzt werden, die das Individuum als gleichwertig erachtet. Dabei kann es sich auch um Lotterien handeln. Das Individuum ist dann indifferent zwischen der neuen Lotterie und der ursprünglichen.

*Beispiel:* Das Allais-Paradox

Lotterie A: 4000\$ mit Wahrscheinlichkeit 0,8 und nichts mit Wahrscheinlichkeit 0,2;

Lotterie B: 3000 \$ mit Sicherheit;

Lotterie C: 4000\$ mit Wahrscheinlichkeit 0,2 und nichts mit Wahrscheinlichkeit 0,8;

Lotterie D: 3000\$ mit Wahrscheinlichkeit 0,25 und nichts mit Wahrscheinlichkeit 0,75.

Wie fällt die Entscheidung zwischen A und B bzw. zwischen D und C aus? Wer sich für B gegen A und gleichzeitig für C gegen D entschieden hat, bedenke, dass C nichts anderes bedeutet, als mit einer Wahrscheinlichkeit von 25% die Lotterie A zu bekommen, d.h.  $C = 0,25 \cdot A$ . Ebenso gilt  $B = 0,25 \cdot D$ . Die obige Entscheidung verstößt somit gegen das Unabhängigkeitsaxiom.

Kommen wir noch einmal auf das obige Beispiel zurück. Wie fällt Rafael seine Entscheidung, wenn er keinen Zugang zu den entsprechenden Wetterstatistiken hat? Naiv gesprochen, können in diesem Fall die objektiven Wahrscheinlichkeiten durch subjektiven Einschätzungen (*beliefs*) ersetzt werden. Die Berücksichtigung subjektiver und objektiver Wahrscheinlichkeiten ermöglicht es, die Bewertung einer Situation an neue verfügbare Informationen anzupassen.<sup>9</sup> Wichtig ist jedoch zu beachten, dass dies nur unter der sogenannten *Small-World-Annahme*, d.h. einer kleinen Welt mit einer überschaubaren Anzahl von Ereignissen, sinnvoll ist. Denn nur bei einer hinreichend kleinen Menge der möglichen Zustände der Welt ist eine Beurteilung potentieller Handlungskonsequenzen möglich.

<sup>8</sup> Wem das nicht unmittelbar einleuchtet, der bastle als Zwischenschritt eine Lotterie IIIa, so dass II und IIIa als indifferent betrachtet werden, und wende dann das Axiom der „Präferenzen bei steigenden Wahrscheinlichkeiten“ an.

<sup>9</sup> Zum ökonomischen Prinzip des Wissens vgl. auch Bobzin/Bobzin 1999, S. 7 ff.

### 3. Erweiterungen und Grenzen

Die bis heute umstrittene Frage, ob und inwieweit die oben in ihren Grundzügen geschilderte Nutzentheorie als Modell menschlichen Handelns und Entscheidens angemessen ist, hat zu einer Reihe alternativer Konzepte geführt, die zu einer besseren Übereinstimmung zwischen theoretischen Vorhersagen und beobachtetem Verhalten führen sollen. Da sich selbst sehr einfache Entscheidungssituationen oft nicht allein auf die Höhe von Auszahlungen reduzieren lassen, werden bei der Bewertung von Handlungsalternativen weitere Effekte miteinbezogen. Das *Allais-Paradox* macht beispielsweise deutlich, dass Individuen dazu neigen, sichere Alternativen höher zu bewerten (*certainty effect*). Doch selbst in Situationen, in welchen Unsicherheit ein untergeordnete Rolle spielt, können andere Faktoren als die jeweiligen Alternativen selbst unsere Entscheidungen beeinflussen. Wie etwas bewertet oder wahrgenommen wird, kann etwa davon abhängen, welche weiteren Alternativen verfügbar (Individuen neigen z.B. häufig dazu, die „mittlere“ Alternative auszuwählen) sind oder wie gut man im Vergleich zu anderen Individuen dasteht (*relative frustration*).

Auch ergeben sich individuelle Entscheidungen bzw. individuelles Verhalten nicht immer als unmittelbare Konsequenz der oben beschriebenen Präferenzen. Wie lässt sich in diesem Zusammenhang beispielsweise altruistisches Verhalten erklären? Warum handeln Menschen vordergründig gegen ihre eigenen Interessen, um anderen zu helfen? Eine Möglichkeit der Einbeziehung solcher Effekte besteht in deren Berücksichtigung in der Nutzenfunktion. Die Tatsache, über wie viel oder welchen Anteil eines Gutes andere Individuen verfügen, geht dann als nutzenstiftender Faktor in die Präferenzen mit ein, so dass sich an den grundlegenden Annahmen nichts ändert. Hier besteht allerdings die Gefahr einer Tautologisierung, da auf diese Weise fast jedes Verhalten rationalisierbar ist.

Eine andere Möglichkeit, den Anwendungsbereich der instrumentellen Rationalität zu erweitern, liegt in der Modifizierung der Axiome, denen die individuellen Präferenzen genügen sollen. Letztendlich stellt sich jedoch auch hier die Frage nach einer Rechtfertigung der gewählten Vorgehensweise, sofern diese über eine nachträgliche Rationalisierung beobachteten Verhaltens hinausgehen soll.

Neben der bisher betrachteten individuellen Rationalität soll der Begriff der *kollektiven Rationalität* nicht unerwähnt bleiben. Prominentes Beispiel hierfür ist die fortschreitende Umweltverschmutzung und das bereits in den allgemeinen Sprachgebrauch übernommene Phänomen des „Trittbrettfahrerverhaltens“. Denn während der Beitrag jedes einzelnen für den Gesamteffekt zumeist zu vernachlässigen ist, kann das insgesamt aus den individuellen Entscheidungen resultierende Verschmutzungsniveau zumeist als zu hoch betrachtet werden. Vielleicht noch deutlicher wird das Problem anhand der individuellen Entscheidungen dafür, allein mit dem

Auto zu fahren statt öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen, was im Extremfall in einem totalen Verkehrstillstand mündet. In beiden Fällen führt individuell rationales Handeln zu einem kollektiv unerwünschtem Ergebnis. Warum und unter welchen Umständen Menschen kooperieren und wann sie sich eher als Trittbrettfahrer verhalten, ist eine Frage sozialer Interaktion und sprengt den Rahmen dieser Überlegungen. Es sei jedoch bemerkt, dass kooperatives Verhalten im Rahmen wiederholter Interaktionen, in welchem nicht-kooperatives Verhalten sanktioniert werden kann, durchaus im Einklang mit instrumenteller Rationalität steht.

Gemeinsam ist den erwähnten Ansätzen also, dass sie die Idee der instrumentellen Rationalität in Form zweckorientierten Handelns nicht grundsätzlich in Frage stellen. Inwieweit sind unsere Präferenzen jedoch tatsächlich als exogen zu betrachten? Ist das Verhalten eines Drogensüchtigen rational? Wissen wir wirklich immer, was wir wollen? Anders als bei der instrumentellen Rationalität sind bei der *expressiven Rationalität* Selbstreflexion und Selbstverwirklichung von Bedeutung. Unsere Handlungen sind dann ebenso sehr Ausdruck unserer Wertvorstellungen wie die Verwirklichung gegebener Ziele.

#### 4. Fazit

Rationalität im Sinne zweckorientierten Handelns weist den Vorteil auf, dass sich die Eigenschaften der zugrundeliegenden individuellen Präferenzen auf einige Axiome reduzieren lassen. So ist es möglich, durch ein Optimierungskalkül klare Handlungsanweisungen abzuleiten. Sowohl in diesen Axiomen wie auch in der Annahme strikt instrumentell rationalen Handelns liegen gleichzeitig die Beschränkungen des Ansatzes. Eine Abweichung von diesem Konzept hingegen führt uns in die gefährlichen Tiefen philosophischer Gewässer. Ein Fall Angewandten Nichtwissens!

#### Literatur

- Binmore, K. (1992), *Fun and Games. A Text on Game Theory*, Lexington.
- Binmore, K. (1998), *Just Playing. Game Theory and the Social Contract*, Cambridge.
- Bobzin, G. und Bobzin, H. (1999), *Die Gestaltung der Zukunft: Ein Plädoyer für eine weite Abgrenzung des Angewandten Nichtwissens*. Vortrag anlässlich des 1. Kolloquiums zum Angewandtem Nichtwissen in Bad Marienberg.
- Bolton, G. und Ockenfels, A. (2000), *ERC: A Theory of Equity, Reciprocity, and Competition*. *American Economic Review* 90, S. 166-193.

- Bossert, W. und Stehling, F. (1990), *Theorie kollektiver Entscheidungen. Eine Einführung*, Berlin.
- Gärtner, W. und Xu, Y. (1999), *On the Structure of Choice under Different External References*. *Economic Theory* 14, S. 609-620.
- Hargreaves Heap, S. et al. (1992), *The Theory of Choice. A Critical Guide*, Oxford.
- Kahnemann, D. und Tversky, A. (1979), *Prospect Theory: An Analysis of Decisions under Risk*. *Econometrica* 47, S. 263-291.
- Kreps, D. (1990), *A Course in Microeconomic Theory*, New York.
- Myerson, R. (1991), *Game Theory. Analysis of Conflict*, Cambridge.
- Sen, A. (1970), *Collective Choice and Social Welfare*, San Francisco.
- Taylor, A. (1995), *Mathematics and Politics. Strategy, Voting, Power, and Proof*. Berlin.
- Wagener, A. (1999), *Jugendsünden eines Ökonomen. John Maynard Keynes über die Wahrscheinlichkeit*. *ungewusst* 8, S. 38-54.

---

---

**burroughs mit alex**

**südliche tage!  
nördliche tage!  
tage mit heizung und lüftung  
und unser werk macht gute laune**

**was sagt der alte?  
was sagt der  
alte?**

**das kind hat sein bonbon zerdrückt  
und klebt's an den himmel  
östliche streifen  
westliche streifen  
himbeer und altrosa**

**ein süßes arschloch spricht zu dir  
durch einen kranz von weisen falten**

**über den himmel schlägt atem  
atem und luft ineinander  
immer ein tapferer freund:  
immer ein lachender ausgang.**

---

---

**bald werd ich fallen  
dem tag in den arm  
und lauffen:**

**lauff, lauff wohin die nadel  
die rose sticht  
lauff wohin das eis  
glanz übers meer legt  
lauff wohin  
der wagen zeigt lauff  
in den stern!**

---

---

hier hebt sich  
kultur in die waage  
die männer auf den friesen  
erkennt man - alles lilienprinzen  
an der farbe ihrer haut  
die frauen sind weiß  
sie tragen die brüste blos  
ein schuljunge sitzt  
am strand von matala  
und wicst wo europa  
an land kam

---

---

die sonne, weich, ein glänzen  
hin durch die weite des grasses  
rot.  
auf dem lehmweg durch die schlehen  
glänzen paar steine

sonne, weich, ein rotes wimmern  
noch in den ästen, vergossen  
der tag  
in den gräsern

---

---

auf meiner brust september  
lag abend rotgelb  
hirsche spielten im wald  
wo wind die hügel streckte und senkte  
krause gedanken durch  
die hirsche, die sahen den atem  
als ganz normales ding

---

---

nur ficken  
ist schöner  
als ich

und nur  
tomaten  
sind rot

# Schlussregeln bei Unschärfe

## - mit einer Anwendung auf das Steuerrecht

von

ANDREAS WAGENER

### 1. Unscharfe Schlussregeln

In der klassischen zweiwertigen Logik ist alles einfach: Es gelten die Komplementgesetze (das sind der *Satz vom ausgeschlossenen Dritten* und sein Pendant, der *Satz vom Widerspruch*) und die *Idempotenzgesetze*. Nehmen wir eine Eigenschaft  $p$ , etwa "ist ein Säugetier". Dann ist unmittelbar einsichtig, dass  $p$  genau dann erfüllt ist, wenn Nicht- $p$  nicht vorliegt. Die Aussage "Ein Objekt  $x$  hat die Eigenschaft  $p$ " ist genau dann wahr, wenn die Aussage "Objekt  $x$  hat die Eigenschaft Nicht- $p$ " falsch ist. Nichts ist zugleich Säugetier und kein Säugetier. Dies ist der *Satz vom Widerspruch*: Zwischen  $p$  und Nicht- $p$  besteht eine logisch zwangsläufige Unverträglichkeit.

Entsprechend gilt, dass die Aussage " $x$  hat die Eigenschaft  $p$  oder  $x$  hat die Eigenschaft Nicht- $p$ " universell richtig ist - unabhängig von  $x$  und  $p$ . Etwas ist ein Säugetier oder eben nicht. Dies ist der *Satz vom ausgeschlossenen Dritten*: Mit  $p$  und Nicht- $p$  sind alle logischen Möglichkeiten abgedeckt, zwischen diesen beiden ist kein Platz für etwas Drittes.

Die Idempotenzgesetze sind noch einfacher. Angenommen, wir hätten alle Objekte, die eine Eigenschaft  $p$  besitzen, in einer Menge zusammengefasst. Jetzt suchen wir in dieser Menge/Liste alle jene Mitglieder heraus, die die Eigenschaft  $p$  besitzen. Trivialerweise müssen wir dann die gesamte Menge erhalten. Wenn wir in einer Liste von Säugetieren alle jene Tiere markieren, die ein Säugetier sind, dann erhalten wir die ganze Liste zurück. In anderer Form lassen sich die Idempotenzgesetze auch so verstehen: Angenommen, unsere Menge enthalte *alle* Objekte mit Eigenschaft  $p$ . Wenn wir jetzt das Universum nach Objekten absuchen, die zu unserer Menge gehören oder die Eigenschaft  $p$  besitzen, dann landen wir - da die Liste ja voll-

ständig ist - bei der Menge selbst. Wenn wir ermitteln wollen, welche Objekte auf der "Liste aller Säugetiere" stehen oder ein Säugetier sind, so können wir uns auf die Liste beschränken.

Man beachte die Unterschiede zwischen dem Satz vom Widerspruch und den Idempotenzgesetzen. Der Satz vom Widerspruch besagt, dass ein Objekt nicht gleichzeitig die Eigenschaften  $p$  und Nicht- $p$  besitzen kann. Die Idempotenzgesetze besagen, dass es außerhalb der Menge aller Objekte mit Eigenschaft  $p$  kein Objekt mit Eigenschaft  $p$  gibt. Ob die Objekte innerhalb der Menge noch andere Eigenschaften (insbesondere die Eigenschaft Nicht- $p$ ) haben, ist hierbei genauso unerheblich wie alle Eigenschaften der Nicht-Elemente dieser Menge. Kombiniert besagen der Satz vom Widerspruch und das Idempotenzgesetz, dass alle Elemente außerhalb der Menge aller Objekte mit Eigenschaft  $p$  die Eigenschaft Nicht- $p$  besitzen und umgekehrt.

Der Satz vom Widerspruch und die Idempotenzgesetze sind im allgemeinen so selbstverständlich, dass wir uns darüber gar keine Gedanken machen. Dennoch verdienen sie vor dem Hintergrund des ANW ein wenig Beachtung. Die oft unausgesprochene Annahme und, wie zu erläutern sein wird, notwendige Voraussetzung hinter den beiden logischen Selbstverständlichkeiten ist nämlich, dass die besagte Eigenschaft  $p$  in dem Sinne exakt und wohldefiniert ist, dass sich bei jedem Objekt zumindest prinzipiell feststellen lassen muss, ob es diese Eigenschaft  $p$  hat oder nicht. Dies ist bei der Säugetier-Eigenschaft sicherlich (zumindest für einen Biologen) unproblematisch, denn der Begriff "Säugetier" ist wohldefinierbar und im Wissenschaftsbereich auch wohldefiniert. Es ist somit bei jedem Objekt klar, ob es ein Säugetier ist oder nicht: Katze, Kuh und Delphin erfüllen die Eigenschaft, Vogel, Buch und Gerechtigkeit hingegen nicht.

Im logischen Sinne geht es beim Satz vom Widerspruch und den Idempotenzgesetzen um das logische "und". Wenn man von zwei Eigenschaften  $p$  und  $q$  ausgeht, so ist der Satz " $x$  hat die Eigenschaften  $p$  und  $q$ " genau dann wahr, wenn sowohl die Aussage " $x$  hat die Eigenschaft  $p$ " als auch die Aussage " $x$  hat die Eigenschaft  $q$ " wahr sind. Demgemäß kann die Aussage " $x$  hat die Eigenschaften  $p$  und Nicht- $p$ " gar nicht wahr sein, denn mindestens eine der beiden Aussagen " $x$  hat die Eigenschaft  $p$ " und " $x$  hat die Eigenschaft Nicht- $p$ " ist falsch. Das ist genau der Satz vom Widerspruch. Auch das Idempotenzgesetz lässt sich als "Und"-Aussage verstehen: Die Aussage " $x$  hat die Eigenschaft  $p$  und die Eigenschaft  $p$ " ist trivialerweise dann und nur dann richtig, wenn auch die Aussage " $x$  hat die Eigenschaft  $p$ " wahr ist.

Die exakte Definition der Eigenschaft  $p$  ("Säugetier") erlaubt es, für jedes Objekt zu entscheiden, ob es diese besitzt oder nicht. Erst dann können wir sinnvoll von der Menge der Objekte sprechen, die die Eigenschaft  $p$  besitzen. Nun gibt es aber zahlreiche Eigenschaften  $p$ , bei denen exakte Definierbarkeit gerade nicht vorliegt. Hierzu zählen alle Eigenschaften, die an Begriffen des ANW anknüpfen, die also weder objektiv abgrenzbar noch beliebig sind. Wenn man

etwa die Menge aller gerechten Situationen beschreiben will, so scheitert man daran, dass die Eigenschaft "gerecht" im Unterschied zur Säugetier-Eigenschaft nicht exakt definiert und scharf umrissen ist. Es ist uns bei vielen Situationen nicht möglich, eine klare 0-1-Abgrenzung zwischen "gerecht" und "nicht gerecht" vorzunehmen. Eine kleine Anzahl von Situationen könnten wir vermutlich eindeutig als gerecht kennzeichnen, eine etwas größere Anzahl ggfs. als eindeutig nicht gerecht, aber bei der großen Mehrzahl der Situationen tun wir uns mit einer eindeutigen 0-1-Zuordnung, wie sie die zweiwertige Logik verlangt, sehr schwer.<sup>1</sup>

Wie geht man in solchen Situationen mit dem logischen "Und" um? Im allgemeinen haben wir kein Problem damit, unscharfe Begriffe sinnvoll miteinander logisch zu kombinieren. Wir haben eine Vorstellung davon, wenn es draußen ziemlich kalt *und* ein bißchen dunkel ist, auch wenn keine der Eigenschaften exakt festlegbar ist. Aber nicht jede Kombination ist problemlos. Wenn jemand behauptet, dass es draußen kalt *und* nicht kalt ist (und er sich nur auf die Außentemperatur bezieht), so sind wir geneigt, ihn für ein wenig verwirrt zu halten. Wir halten nämlich dort am Satz vom Widerspruch fest. Auch tendieren wir dazu, der Aussage, dass es draußen kalt *oder* nicht kalt ist, vorbehaltlos zuzustimmen. Dies ist der Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Wir halten es nach wie vor für offensichtlich, dass die Aussage "Draußen ist es kalt und kalt." dann richtig ist, wenn die Aussage "Draußen ist es kalt" richtig ist - egal ob kalt nun schwammig ist oder nicht. Das wäre das Idempotenzgesetz.

Aber manchmal halten wir uns nicht an diese einfachen Regeln. Die Aussage "Die Situation ist ein bißchen gerecht, aber auch ein bißchen ungerecht" entlockt uns keinen Aufschrei wegen logischer Unverträglichkeit. Wenn man von jemandem behauptet, er sei weder groß noch nicht-groß (d.h. klein), so finden wir das normal; er ist halt "mittel" - und damit im Sinne der zweiwertigen Logik ein ausgeschlossenes Drittes. Damit kann aber weder der Satz vom ausgeschlossenen Dritten noch sein logisches Spiegelbild, der Satz vom Widerspruch gelten.

Mit dem Verzicht auf die Idempotenzgesetze tun wir uns etwas schwerer. Angenommen, wir haben einem Objekt eine Eigenschaft zugesprochen - sei es ganz oder teilweise. Wir haben ein Tier (etwa einen Hund) ganz sicher als Säugetier identifiziert oder eine Situation als "halbwegs gerecht" gekennzeichnet. Wenn wir jetzt fragen, ob dieses Etwas (der Hund, die Situation) ein Säugetier ist und gleichzeitig ein Säugetier oder gleichzeitig gerecht und gerecht ist, so sollten wir in ersterem Fall wiederum zur Antwort "Ja" und im zweiten Fall wiederum zur Antwort "halbwegs" gelangen. D.h., auch wenn wir es mit unscharfen Begriffen zu tun haben, die es uns

---

<sup>1</sup> Es wäre vielleicht geholfen, wenn wir statt der Null oder Eins einen Zwischenwert zuordnen könnten. In unserer Sprache machen wir so etwas laufend und haben damit auch keine Probleme. Wir können mit Begriffen wie "hohes Fieber" oder auch "ziemlich hohes Fieber" gut umgehen, ohne die genaue Grenze für die Körpertemperatur angeben zu können, ab der wir von diesem Phänomen reden. Auch wird niemand die Regel für sinnvoll halten, ein Medikament gegen hohes Fieber dann und nur dann zu verabreichen, wenn die Körpertemperatur 40,0 Grad oder mehr beträgt, darunter (also etwa bei 39,9 Grad) aber keinesfalls.

nur gestatten, Eigenschaften  $p$  mit ungefähren Wahrheitsgraden zuzuordnen, so sind wir nicht bereit zu akzeptieren, dass ein Objekt die zusammengesetzten Eigenschaften ( $p$  und  $p$ ) bzw. ( $p$  oder  $p$ ) mit einem anderen Wahrheitsgrad annimmt als die Eigenschaft  $p$  alleine. Dies ist auch eine Erfordernis der Stabilität, der Willkürfreiheit und der Konsistenz unserer Einschätzungen.

Nun könnte man ja meinen, all diese Probleme mit dem "und" und dem "oder" seien ein Reflex der Unfähigkeit der natürlichen, menschlichen Sprache, eine eindeutige Zuordnung von Gesagtem und Gemeintem zu ermöglichen. Dem ist aber nicht der Fall. Es gibt zahlreiche abstrakte, mathematische Sprachen. Gemeinhin hält man die Mathematik für den klassischen Hort der zweiwertigen Logik, und in großen Teilen ist sie dies auch. Aber es gibt auch drei- und mehrwertige Logiken, die mathematisch sehr präzise fassbar sind. Die bekannteste mehrwertige Form der Logik ist ganz sicherlich die Fuzzy-Logik, die ein Kontinuum an Wahrheitsgraden (d.h. unendlich viele davon) kennt. Die Fuzzy-Logik ist eine auch technologisch sehr bedeutende Entwicklung, und mittlerweile kommt kein Steuerungsprogramm für Fotokameras oder Waschmaschinen mehr aus ohne Elemente der Fuzzy-Regelung. In diesem Zusammenhang mehrwertiger Logiken hat man sich natürlich auch mit der Frage des logischen "und" und "oder" befasst. Das Bestreben ging zunächst dahin, die Eigenschaften der klassischen zweiwertigen Logik hinüberzuretten. Das scheint zunächst auch ganz sinnvoll, denn jede mehrwertige Logik sollte irgendwie die zweiwertige als Spezialfall enthalten. Die zweiwertige Logik erfüllt alle Erfordernisse eines sog. "Booleschen Verbundes", einer von dem Mathematiker Boole erarbeiteten algebraischen Idealstruktur. Es war recht ernüchternd, als man herausfand, dass man die Idealstruktur des Booleschen Verbundes mit mehrwertigen Logiken nicht realisieren kann. Insbesondere gilt - und damit sind wir wieder beim Thema (vgl. Dubois/Prade 1988, S. 18):

*Die Komplementgesetze und die Idempotenzgesetze sind außerhalb zweiwertiger Logiken inkompatibel. D.h.: Entweder man verzichtet auf die Idempotenzgesetze oder auf die Sätze vom Widerspruch und vom ausgeschlossenen Dritten.*

Da, wie ich schon ausgeführt habe, der Verzicht auf die Idempotenzgesetze schwer zu schlucken ist (und, wie hier leider nicht ausgeführt werden kann, einen Verzicht auf die sog. Distributivgesetze, bei denen es um komplexere und-oder-Verknüpfungen geht, nach sich zöge), bedeutet das im wesentlichen, dass man außerhalb zweiwertiger Logiken auf den Satz vom Widerspruch und den Satz vom ausgeschlossenen Dritten verzichten muss.

Dies ist mehr als eine abstrakte logische Spielerei, sondern betrifft zahlreiche Situationen der Alltagswirklichkeit. An einem Beispiel aus dem deutschen Steuerrecht soll nun dargelegt werden, wie sich das Scheitern des Satzes vom Widerspruch in scheinbar skurrilen und paradoxen Rechtsauslegungen niederschlagen kann. Hierzu vollziehe ich zunächst inhaltlich einen starken Bruch.

## 2. Der doppelte Boden der Ideale im Steuerrecht: Wenn Sittenwidriges durch Besteuerung kulturell wertvoll wird

Das Steuerrecht ist - wie jeder andere Bereich des Rechts - normativ. Auch finden sich dort - wiederum wie in jedem anderen Bereich des Rechts - zahlreiche unbestimmte Rechtsbegriffe, die der Auslegung bedürfen und die die Rechtsanwendung zu einem Fall Angewandten Nichtwissens machen. Das ist weder neu noch Gegenstand meiner Ausführungen. Ich möchte auf einen Spezialfall eingehen, für den ich etwas ausholen muss.

Das Steuerrecht hebt sich an zentraler Stelle von der übrigen Rechtsordnung ab: § 40 Abgabenordnung (AO) (die AO ist das deutsche "Steuergrundgesetz") bestimmt, dass die Unwirksamkeit, Gesetzeswidrigkeit oder Sittenwidrigkeit von Rechtsgeschäften für ihre steuerliche Behandlung unerheblich ist:

**§ 40 Abgabenordnung [Gesetz- oder Sittenwidriges Handeln]:** Für die Besteuerung ist es unerheblich, ob ein Verhalten, das den Tatbestand eines Steuergesetzes ganz oder teilweise erfüllt, gegen ein gesetzliches Gebot oder Verbot oder gegen die guten Sitten verstößt.

Für die Steuerveranlagung ist es somit vollkommen gleichgültig, *auf welche Weise* der Tatbestand, an den das Steuergesetz die Steuerpflicht knüpft, zustande gekommen ist; erheblich ist allein, *dass* er vorliegt.

Man nennt dies die *wirtschaftliche Betrachtungsweise* des Steuerrechts, die sich auch in einigen anderen Vorschriften niederschlägt. Steuerlich relevant ist einzig das wirtschaftliche *Ist*.<sup>2</sup> Gem. § 40 AO ist es unerheblich, ob ein steuerpflichtiges Rechtsgeschäft gegen gesetzliche Verbote verstößt (und damit nach § 134 BGB nichtig ist) oder die guten Sitten verletzt (und damit nach § 138 BGB nichtig ist), solange seine wirtschaftlichen Folgen (Einnahmen und Ausgaben) bestehen. Einige Beispiele für Anwendungsfälle des § 40 AO:

- Wer eine Wohnung zu einer Wuchermiete vermietet hat, muss diese Wuchermiete als Einkünfte aus Vermietung und Verpachtung (§ 5 EStG) versteuern. Dies gilt, obwohl das Wuchergeschäft nichtig ist. Das steuerliche Verständnis des Mietvertrages löst sich damit vom zivilrechtlichen. Das Zivilrecht knüpft Rechtsfolgen eines Mietvertrages an dessen Gültigkeit; nicht so das Steuerrecht. Steuern auf Einkünfte aus Vermietung müssen gezahlt werden, obwohl kein gültiger Mietvertrag geschlossen ist.

---

<sup>2</sup> Unwirksame Rechtsgeschäfte lösen steuerliche Folgen aus, wenn und solange die Beteiligten das *wirtschaftliche Ergebnis* des Rechtsgeschäfts trotz seiner Unwirksamkeit eintreten und gelten lassen wollen (§ 41 I AO). Umgekehrt sind Scheingeschäfte, die keine wirtschaftlichen Effekte auslösen, steuerlich irrelevant (§ 41 II AO).

- Wer gepanschtes Bier verkauft, unterliegt der Biersteuer - obwohl er im Sinnes des Lebensmittelrechtes gar kein Bier verkauft hat. Das steuerrechtliche Verständnis (hier: des Bieres) weicht von dem in anderen Rechtsbereichen (hier: im Lebensmittelrecht) ab.
- Die Geschäfte eines berufsmäßigen Hehlers, der Diebesgut an- und wieder verkauft, unterliegen sowohl der Einkommen- als auch der Umsatzsteuer, obwohl sie allesamt gesetzeswidrig und damit nichtig sind. Der Hehler hat Einkünfte aus Gewerbebetrieb (§ 15 EStG) und ist Unternehmer i.S.d. § 2 UStG. Analoges gilt für illegale Waffengeschäfte und den Drogenhandel.
- Wer ein nicht-angemeldetes Kraftfahrzeug im Straßenverkehr bewegt, muss dennoch Kraftfahrzeugsteuer zahlen (§ 1 I Nr. 3 KraftStG; vgl. BFH BStBl. 86, 763).
- Prostitution ist zwar nicht strafbar, sie verstößt aber nach der Rechtsprechung nach wie vor gegen die guten Sitten. Ein Vertrag über die geschlechtliche Hingabe gegen Entgelt ist deshalb nach § 138 Abs. 1 BGB nichtig und verpflichtet zu nichts. Dennoch sind Stricher und Prostituierte einkommen- und umsatzsteuerpflichtig [BFHE 80, 73; 89, 257; 97, 378; 99, 200; 108, 103; BFHE 150, 192; BFH/NV 1988, 128].<sup>3</sup>
- Ein Club- oder Bordellbesitzer macht sich wegen Steuerhinterziehung strafbar, wenn er für die bei ihm gegen Entgelt beschäftigten Stricher oder Prostituierten keine Lohnsteuer abführt [BGHSt 33, 35; BGH, Beschluß vom 6. Oktober 1989 - 3 StR 80/89; BGH, NSTZ 1990, 80]. Dies gilt, obwohl Arbeitsverträge zwischen Bordellbesitzern und Prostituierten nichtig sind. Die Lohnsteuer wird also fällig, ohne dass ein rechtsgültiger Arbeitsvertrag geschlossen wurde.

Die Frage, ob das Steuergesetz Regelungen wie den § 40 AO beinhalten sollte, ist unter Juristen umstritten (ähnliche Regelungen wie den § 40 AO finden sich auch in ausländischen Steuergesetzen). Immer noch lesenswert hierzu ist der Beitrag von Popitz (1929). Ist es nicht rechtssystematisch widersprüchlich oder zumindest fragwürdig, wenn der gleiche Begriff (etwa der Miete) in unterschiedlichen Rechtsbereichen (Zivil- und Steuerrecht) unterschiedlich verwendet wird? Mindestens drei Interpretationen sind möglich:

#### a) Die Einheit der Rechtsordnung

Die meistverbreitete Deutung des § 40 AO ist, dass er der Einheit der Rechtsordnung diene. Auf den ersten Blick überrascht dies, denn § 40 AO scheint diese Einheit gerade zu verletzen, wenn er dazu führt, dass derselbe Sachverhalt in unterschiedlichen Rechtsbereichen unterschiedlich bewertet wird (so auch AG Braunschweig, NJW 1993, 3096). Und überhaupt: "Veredelt" der Staat nicht geradezu Verbotenes und Anstößiges, indem er es besteuert? Aner-

---

<sup>3</sup> Ihre Einkünfte werden jedoch wegen der Sittenwidrigkeit ihrer Tätigkeit nicht als Einkünfte aus Gewerbe (§ 2 Abs. 1 Nr. 2 EStG), aus selbständiger Tätigkeit (§ 2 Abs. 1 Nr. 3 EStG) oder aus unselbständiger Arbeit (§ 2 Abs. 1 Nr. 4 EStG), sondern als Sonstige Einkünfte im Sinne der §§ 2 Abs. 1 Nr. 7, 22 Nr. 3 EStG gewertet.

kennt der Fiskus nicht gerade die Leistungsfähigkeit der Unter- und Halbwelt, wenn er ihr Tun einer grundsätzlich am Leistungsfähigkeitsprinzip orientierten Besteuerung unterwirft? Tipke/Lang (1995) und die herrschende Meinung verneinen dies ausdrücklich. Im Gegenteil, es sei gerade die Einheit der Rechtsordnung, die durch § 40 AO gestützt werde, indem dieser verhindere, dass jemand aus einem eigenen Rechts- oder Sittenverstoß auch noch vorteilhafte Folgen ableiten können. § 40 AO schneide den Steuerpflichtigen den Einwand ab, ein bestimmter Vorgang dürfe schon deshalb nicht besteuert werden, weil der Staat sonst Verbotenes und Anstößiges legalisiere und Unwirksamem zur Gültigkeit ver helfe. Ohne die entsprechenden Vorschriften begünstige oder ermutige das Steuerrecht geradezu das Unrecht, den Verstoß gegen die guten Sitten und die mißbräuchliche Rechtsgestaltung, indem es die aus solchem Verhalten erzielten Einkünfte auch noch steuerfrei stelle. Da das recht ausgeprägte deutsche Steuerheimnis (§ 30 AO) es in vielen Anwendungsfällen des § 40 AO verhindert, dass die Finanzämter ihre Kenntnisse dazu verwenden dürfen, dass das durch gesetz- oder sittenwidriges Verhalten Erlangte wieder zurückgegeben wird, bliebe dieses somit unverteuert im Besitz eines Unberechtigten. Zwar messen Tipke/Lang (1995) dem § 40 AO nur geringe praktische Bedeutung bei, da Banditen und Mafiosi üblicherweise gar keine Steuererklärungen abgaben und die Steuerpflichtigkeit ihrer Tätigkeit kaum zum Anlass nehmen dürften, von ihrem sozial-schädlichen Tun (bei dem Steuerstraftatbestände wohl den harmlosesten Teil ausmachen) abzulassen. Auch ist das mithilfe des § 40 AO erzielbare Steueraufkommen aus den Machenschaften von Berufskriminellen sehr gering.<sup>4</sup> Zumindest hat § 40 AO die Signalwirkung, dass sozialschädliches Tun nicht auch noch fiskalisch belohnt wird.

### b) Pecunia non olet

Allerdings kann man sich, zumindest bei der Steuerverhaftung von Einkünften aus sittenwidrigen Rechtsgeschäften, des Eindrucks staatlicher Doppelmoral um der Einnahmen willen nicht ganz erwehren. Will der Staat über § 40 AO etwa selbst an Verbrechen und Anstößigem mitverdienen und teilhaben? Geld stinkt bekanntlich nicht. Diese Frage stellt sich insbesondere im staatlichen Umgang mit der Prostitution: Prostituierte und Stricher sind *de facto* rechtlos. Ihre Verträge mit Freiern sind aufgrund ihrer Sittenwidrigkeit nichtig. Gleiches gilt für etwaig geschlossene Arbeitsverträge mit Bordellbesitzern o.ä. Nach herrschender Rechtsprechung ist "Erwerbsunzucht" keine Erwerbstätigkeit. Insofern genießen Prostituierte aus Mitgliedsstaaten der EU auch nicht das allen Erwerbstätigen zustehende Recht auf Freizügigkeit innerhalb der EU [OVG Hamburg, NVwZ 1990, 286] – was Gerichte aber nicht hindert, aus EU-Staaten einreisende Prostituierte mit der Begründung zu bestrafen, sie seien zum Zweck der ungenehmigten Erwerbstätigkeit eingereist [BGH, NJW 1990, 2207]. Aus der Sittenwidrigkeit der Pro-

<sup>4</sup> Man denke aber z.B. an die Versuche mafiaähnlicher Organisationen, sich den Anschein der Seriosität und Legalität zu verleihen; derartige Organisationen werden zumindest ihre Geldwäsche-geschäfte "ordentlich" versteuern.

stitution folgt im Sozialrecht, dass Prostituierte weder sozialversicherungspflichtig sind noch sein können. Der gesetzlichen Rentenversicherung können Stricher und Prostituierte zwar auf freiwilliger Basis beitreten, was indessen mit dem Nachteil verbunden ist, dass Ausfallzeiten nicht anerkannt und Anwartschaften auf eine Berufs- oder Erwerbsunfähigkeitsrente nicht begründet werden können. Gleichfalls sind Prostituierte nicht arbeitslosenversichert. Dieser Rechtlosigkeit stehen aber auf der "Sollseite" beträchtliche Pflichten gegenüber. Einkünfte von Prostituierten sind einkommen- und umsatzsteuerpflichtig; sie werden also steuerlich wie Arbeitnehmer und/oder wie Gewerbetreibende behandelt. Obwohl sie angeblich ja keiner Erwerbstätigkeit nachgehen, erhalten Personen, von denen angenommen wird, dass sie sich prostituieren, keine Sozialhilfe, da ihr Verdienst als (Erwerbs-)Einkommen gilt [OVG Hamburg, NDV 1990, 319].

Insgesamt drängt sich hier der Vorwurf staatlicher Doppelmoral auf (der ja in anderem Zusammenhang auch bzgl. der stattlichen staatlichen Einnahmen aus Glücksspielen, Lotterien, der Tabak- und der Branntweinsteuer erhoben wird). Gegen eine reine "Geld-stinkt-nicht"-Interpretation des § 40 AO spricht allerdings, dass man diesen auch in umgekehrter Richtung interpretieren kann. Man kann nämlich trotz oder gerade aufgrund von gesetzes- oder sittenwidrigem Verhalten in den Genuss von Steuervergünstigungen gelangen. Vom Wortlaut des § 40 AO ist dies klar; dieser spricht nur von "Verhalten, das den Tatbestand eines Steuergesetzes (...) erfüllt" und unterscheidet somit nicht zwischen Erträgen und Aufwendungen. So ist etwa strittig, ob ein Unternehmer, der einen Profikiller damit beauftragt, einen Konkurrenten zu beseitigen, das Honorar des gedungenen Mörders als Betriebsausgabe absetzen darf - auch wenn dieser Fall bisher nicht vor deutschen Gerichten zu verhandeln war. Vertreter der These von der Einheit der Rechtsordnung verfallen zur Rettung ihrer Position auf den Ausweg, man müsse die Vorschrift *teleologisch reduzieren*: § 40 AO diene dazu, die steuerliche Prämierung sozialschädlichen Tuns auszuschließen. Schon deshalb kämen Steuervergünstigungen aufgrund gesetzes- oder sittenwidrigen Verhaltens nicht in Frage. Im Gesetz steht das nicht, und auch die Rechtsprechung folgt dieser Linie auch nur sehr begrenzt. So hat der BFH zwar beispielsweise klargestellt, dass man für Schwarzbauten weder eine Investitionsbeihilfe (BStBl II 1980, 474) noch eine Steuerbegünstigung nach § 10e EStG (DStR 1995, 1624) verlangen kann, aber es gibt mehr Urteile in die umgekehrte Richtung. So wird etwa Schwarzarbeitern und Prostituierten der Abzug von Werbungskosten und Unternehmen unter bestimmten Umständen der Ansatz von Schmier- und Bestechungsgeldern als Betriebsausgaben gestattet (BFH, BStBl II 1991, 2499). Nach der Rechtsprechung des Bundesfinanzhofs kann illegales und sittenwidriges Verhalten den Tatbestand einer Steuervergünstigung verwirklichen, denn genau wie der Tatbestand der Steuerpflicht sei der Tatbestand der Steuervergünstigung auch "nur aus sich selbst auszulegen" (BFH BStbl. 90, 251). Dies weist auf eine dritte Interpretationsmöglichkeit hin:

### c) Der Satz vom Widerspruch gilt nicht

Begriffe, die den Stempel der Obrigkeit tragen, gehören im Vergleich zu alltagssprachlichen oder wissenschaftlichen Begriffen einer minderen Kategorie an: Sie sind lediglich Nominaldefinitionen. Sie entstehen nicht nach den Regeln der Sprachpraxis oder der Logik, sondern durch eine Autorität (den Staat), die den Sinn und die Bedeutung der Worte einfach anordnen kann.<sup>5</sup> Damit muss sich ein staatlich normiertes Begriffsgeflecht wie das Recht nicht am Postulat logischer Konsistenz messen lassen: Es darf ruhig unlogisch sein, denn der Staat hat im Zweifel über sein Gewaltmonopol die Macht, Inkonsistenzen einfach wegzudefinieren, beiseite zu wischen oder zu übergehen.

Aber nehmen wir einmal an, der Staat sei ein logischer Ästhet, dem an der Widerspruchsfreiheit seiner Rechtsordnung viel gelegen ist. Selbst solch ein logischer Ästhet käme nun nicht daran vorbei, dass seine Rechtsordnung auf zahlreichen unbestimmten Rechtsbegriffen basiert, dass also seine Gesetze Beispiele für ANW bilden, und dass - im Sinne der Ausführungen in Abschnitt 1 - seine Logik mehr als zweiwertig ist. Wir wissen nun, dass es, sofern der Gesetzgeber zumindest an den Idempotenzgesetzen festhält, zwangsläufig zu Widersprüchlichkeiten in der Rechtsordnung kommen muss - auch wenn der Gesetzgeber ein logischer Ästhet ist.

So kann es nicht ausbleiben, dass es Situationen gibt, in denen Widersprüchlichkeiten und ausgeschlossene Tertia auftreten. Ein reales Beispiel im Zusammenhang mit § 40 AO mag dies illustrieren. Das Finanzgericht Düsseldorf hatte 1989 folgenden schlüpfrigen Fall zu entscheiden (FG Düsseldorf 1 K 165/88 U; EFG 1989, 259). Geklagt hat die Betreiberin einer Video-Peepshow gegen ihre Veranlagung zur Umsatzsteuer.

Hierzu einige Hintergrundinformationen: Herkömmliche Striptease-Vorführungen in Clubs und Bars sowie die Vorführung von Pornofilmen in Kinos werden von der Rechtsprechung zugelassen [BVerwGE 71, 29; BAG, AP Nr. 18 zu § 611 BGB, BVerwGE 71, 34]. Dagegen gelten Peepshows als sittenwidrig und unerlaubt [BVerwGE 64, 274; 84, 314; BVerwG, GewArch 1986, 229; NVwZ 1987, 411; BVerfG, NJW 1987, 3246]. Nach der Rechtsprechung unterscheiden sich Peepshows von Striptease- und Kino-Darbietungen vor allem durch "die nicht voll einsehbaren Kabinen", durch die die Zuschauer der "sozialen Kontrolle" entzogen werden. Die Betreiberin der Video-Peepshow hatte damit unzweifelhaft sittenwidrige Geschäfte abgeschlossen. Nach § 40 AO verhindert dies aber nicht, dass sie umsatzsteuerpflichtig wird. Filmvorführungen sind umsatzsteuerpflichtig, unerheblich davon, ob die Filme pornographischen Inhalts sind oder in abgeschlossenen Kabinen dargeboten werden. Aber darum ging es der Klägerin auch nicht. Sie wollte für ihre Video-Peepshow keine Steuerfreiheit, sondern lediglich

---

<sup>5</sup> Dies wird gut deutlich am häufig zitierten Auszug aus einer Badeordnung: "An den Frauentagen ist Männern der Aufenthalt im Bad untersagt. Der Bademeister gilt im Sinne dieser Verordnung als Frau." Das klingt unfreiwillig komisch, ist aber ehrlich und eindeutig.

den *ermäßigten* Steuersatz der Umsatzsteuer gem. § 12 Abs. 2 UStG. Dieser ist für Filmvorführungen (ähnlich wie für Bücher, Zeitschriften oder Kunstgegenstände) vorgesehen. Der Gesetzgeber möchte damit das Filmschaffen fördern und kulturell wertvolle Aktivitäten steuerlich begünstigen. Es darf durchweg bezweifelt werden, dass der Gesetzgeber Pornofilme für kulturell wertvoll oder förderungswürdig hält; im vorliegenden Fall kommt er aber nicht umhin, Pornovorführungen in Video-Peepshows steuerlich genauso zu behandeln wie die Darbietung ambitionierter Schwarz-Weiß-Filme in seriösen Programmkinos - nämlich als kulturell wertvoll. Schließlich knüpft § 40 AO die Besteuerung einzig an die Buchstaben des Steuergesetzes und erklärt alle außersteuerlichen Gesichtspunkte für irrelevant.

So wird im Fall der Video-Peepshow etwas Sittenwidriges durch die Besteuerung implizit kulturell wertvoll, obwohl gemäß dem allgemeinen Begriffsverständnis Sittenwidriges gerade dadurch charakterisiert ist, dass es kulturell wertlos (wenn nicht gar kulturell schädlich) ist: Indem der Gesetzgeber ein sittenwidriges Geschäft *a priori* für nichtig erklärt, lehnt er es als seiner unwürdig ab, dieses Geschäft seiner rechtlichen Behandlung zu unterziehen; er versagt somit den am Bestand dieser Geschäfte interessierten seinen Schutz. Indem er hingegen für bestimmte Tatbestände eine Steuervergünstigung (wie etwa den ermäßigten Umsatzsteuersatz) gewährt, erklärt der Staat diese Dinge für im Interesse der Allgemeinheit liegend und für förderungswürdig. Sittenwidriges ist damit eigentlich nicht förderungswürdig und förderungswürdiges kann auch nicht sittenwidrig sein - zumindest nicht in einer lediglich zweiwertigen Logik. Hier wäre der Satz vom Widerspruch verletzt. Außerhalb zweiwertiger Logiken ist dies nicht nur möglich, sondern, wie wir eben gehört haben, unausweichlich. Begriffe wie "sittenwidrig", "im Interesse der Allgemeinheit liegend" oder "gesellschaftlich förderungswürdig" entstammen aber als Begriffe des ANW gerade nicht einer zweiwertigen Logik.

### 3. Was lernt uns das?

In mehrwertigen Logiken gelten der Satz vom Widerspruch und der Satz vom ausgeschlossenen Dritten nicht. So formuliert, handelt es sich fast um eine Trivialität: Wenn in einer mehrwertigen Logik etwas Drittes *a priori* nicht ausgeschlossen ist, dann sollte es nicht verwundern, dass der Satz vom ausgeschlossenen Dritten nicht gilt. Dennoch laufen wir immer mit der zweiwertigen logischen Schere im Kopf herum, und können über paradoxe Widersprüchlichkeiten wie jene, wie sie gerade anhand des Steuerrechts aufgezeigt wurde, nur schmunzelnd oder angewidert den Kopf schütteln – je nach Laune und Disposition. Ist das nun ein Plädoyer dafür, Widersprüche und Paradoxien als naturgegeben und in der Logik der Sache liegend hinzunehmen? Ganz im Geiste der Nicht-Gültigkeit des Satzes vom Widerspruch muss die Antwort hierauf natürlich lauten: Ja und Nein.

Zunächst sollte jedes mehrwertige logische Konzept dem idealen Grenzfall der zweiwertigen Logik möglichst nahe kommen (auch wenn ein Erreichen dieses Ideals, wie wir aus dem Satz von Dubois und Prade wissen, nicht möglich ist). Vermeidbare Unstimmigkeiten sollten vermieden werden. Dies ist auch der Ansatz, den die mathematische Behandlung mehrwertiger Logiken verfolgt: sie versucht, sich dem Ideal der zweiwertigen Logik möglichst dicht anzunähern, ohne es doch jemals exakt erreichen zu können. "Möglichst nahe kommen" ist dabei selbst ein schwammiges Vorgehen; es setzt einen Maßstab voraus, um Abstände von einem Ideal zu messen. Solche Maßstäbe existieren aber nicht in allgemeingültiger Form, weshalb z.B. die Fuzzy-Logik bei ihren Schlussregeln situationsspezifisch ist.

Sodann macht es wenig Sinn, bei unausweichlichen Widersprüchen und unvermeidbaren Inkonsistenzen so zu tun, als seien diese gar nicht da. Irgendwann treten sie offen zutage (spätestens wenn man über die Besteuerung von Video-Peepshows zu entscheiden hat), und dann muss man sie aushalten. Hilfreich und eigentlich ein Gebot der Redlichkeit ist aber in einem solchen Fall, dass man weiß, wie die Aporie verursacht worden ist - denn dann kann man sie legitimieren.

Für die Beschäftigung mit ANW ergeben sich hieraus zwei Fragen: Zum ersten ist zu untersuchen, inwiefern man bei der Analyse von Fällen des ANW ein Instrumentarium verwenden darf, das eigentlich gar nicht angemessen ist - eine zweiwertige Ja-Nein-Logik nämlich. Zum anderen ist natürlich noch gar nicht geklärt (sondern lediglich unterstellt worden), ob wir es bei ANW tatsächlich mit einer mehr als zweiwertigen Logik zu tun haben - oder nicht vielmehr mit einer zwar zweiwertigen, aber *unvollständigen* Logik. Jedenfalls gilt: Widersprüche sind unausweichlich - und müssen damit ausgehalten werden.

### **Literatur (außer den Rechtsquellen)**

Dubois, D. und Prade, H. (1988), *Possibility Theory. An Approach to Computerized Processing of Uncertainty*. New York: Plenum.

Popitz, J. (1929), Die Ideale im Recht und das Steuerrecht. *Archiv des öffentlichen Rechts* 40(2), S. 129-155.

Tipke, K. (1993), *Die Steuerrechtsordnung*. Bd. II. Köln: Verlag Dr. Otto Schmidt.

Tipke, K. und Lang, J. (1997), *Steuerrecht*. 15. völlig überarbeitete Auflage. Köln: Verlag Dr. Otto Schmidt.

Zadeh, L.A. (1982), A Note on Prototype Theory and Fuzzy Sets, *Cognition* 12, 291-297.

# Der geteilte Mensch bewegt sich

von

LUDGER STECKELBACH<sup>1</sup>

## 1. Fragestellung

Mindestens seit dem römischen Altertum wird der Mensch in Bestandteile unterteilt. Diese Teilung kommt etwa in dem Spruch „*mens sana in corpore sano*“ zum Ausdruck. Ihr ursprünglicher Zweck sei hier dahingestellt. Ebenso dahingestellt sei, ob es sich um eine Zwei- oder Dreiteilung handelt (Körper, (Seele), Geist). Mich interessiert die Frage: Werden die nächste und die übernächste Generation Fortschritte machen, diese Teilung zu nutzen?

## 2. Das schwächste Glied in der Kette

Ein Verhalten, das den Nutzen des Menschen optimiert, könnte folgendermaßen beschrieben werden: Optimiere den Nutzen, indem Körper, Seele und Geist sich möglichst wohl befinden. Dabei ist lediglich die Teilung des Menschen zu einer einfachen Erweiterung der Aussage verwandt worden. Vermutlich ist das Wohlbefinden entscheidend davon abhängig, wie gut es dem Teil geht, dem es am schlechtesten geht. (Wie bei der Rawlsschen Gerechtigkeit ist das ein Maximinproblem.) Allemal wird das Wohlbefinden nicht weniger, wenn es einem Teil besser als vorher geht.

Von diesen Teilen nun sind die äußerlichen Bestandteile der Lage eines Menschen gemeinhin besser beobachtbar als die inneren. Für das Einkommen fallen uns genauere Maße ein als für

---

<sup>1</sup> Ein später Nachtrag zum *call for papers* der **ungewußt** zum Thema „*Welt der Zukunft - Zukunft der Welt*“.

die Laune. Dennoch ist die Laune vielleicht bei jemandem von größerem Einfluß auf die Befindlichkeit.

So fühlte sich ein körperlich gesunder, materiell wohlhabender Neurotiker, wenn wir ihn mit anderen oder sich selbst in einem anderen Zustand verglichen, vermutlich schlechter als ein nicht neurotischer Mensch, der etwas ärmer ist und ein Bein in Gips hat.

Daher formuliere ich die These: Dem geteilten Menschen geht es so gut wie seinem schwächsten Teil.

### 3. Gestaltete Gefühle

Die Einschätzung, wie gut es einem Menschen geht, wie wohl er sich befindet, sehen wir oft als gegeben. Zwar strengen sich die Menschen zum Zwecke der Behebung von Störungen an. Empfindungen aber seien absolut und gegeben, stiegen sozusagen ursprünglich und ehrlich aus dem Innern auf. Dabei sind erstaunlich viele Empfindungen erlernt und gestaltet. Erlerntes und Gestaltetes können aber umgelernt und umgestaltet werden. Das gilt grundsätzlich auch für Gefühle.

Dazu ein Beispiel: Jemand gefährdet mich im Straßenverkehr durch einen rücksichtslosen Überholvorgang. Ich habe genug damit zu tun, abzubremsen und zu lenken. Dennoch gestatte ich dem Störenfried, mich darüber hinaus auch noch zu ärgern. Mich zu ärgern? Ich ärgere mich selbst, aktiv. Neben der Gefährdung verschlechtert sich zusätzlich meine Befindlichkeit durch den Ärger. Die Situation könnte aber auch vom Geschehen her genauso verlaufen, nur ohne den Ärger.

Vielleicht lernen Menschen, sich zu ärgern, obwohl sich ihre Lage dadurch nicht ändert (außer daß sie sich schlechter fühlen). Solche dem Geschehen unangemessenen Reaktionen können unterschiedlich stark stören: Janov beobachtet allgemein bei Neurotikern eine Störung derart, daß sich unangenehme Gefühle viel länger halten, als es der Bedeutung der Lage entsprechen würde.<sup>2</sup>

Vielleicht lernen die Menschen aber ebenso gut, sich besser zu fühlen. Janov behauptet sogar, daß einige sogenannte Gefühle bei normalen Menschen überhaupt nicht existieren: Schuldgefühle, Depressionen, Ablehnung, Scham, Eifersucht und Stolz seien neurotische Ausdruckswei-

---

<sup>2</sup> Vgl. Janov, Arthur: *Der Urschrei*, Frankfurt (Fischer) 1975, S. 32.

sen.<sup>3</sup> Diese Meinung ist vielleicht ungewöhnlich, aber eine Entwicklung ihrer Gefühle können viele Menschen beobachten. Warum also nicht eine gerichtete Entwicklung?

#### 4. Nutzung der Teilung zum Lernen

In den verschiedenen Teilen lernen Menschen unterschiedlich gut. Da die Teile verbunden sind, kann das in einem Teil Erlernte in den anderen Teilen genutzt werden: Alle Bereiche nutzen die gleiche "hardware", die gleichen Gehirnzellen, Neuronen und Nervenbahnen also. Die Idee einer Verbesserung der gesamten Lage über einen Teilbereich ist nicht neu, wie die Idee der Selbstbeeinflussung zeigt, bei der die Vorstellung die Befindlichkeit beeinflussen soll: Bekannt ist beispielsweise Coués Satz "Jeden Tag, in jeder Hinsicht, geht es mir besser und besser".<sup>4</sup> Das entspricht der kurzen Aufforderung: *Fühle Dich besser!* Aber wie? Sollen wir uns etwa Wohlbefinden einreden?

#### 5. Ausflug in die Feldenkraismethode

Eine Selbstbeeinflussung obigen Stils versucht, unter gegebenen Umständen das Beste aus der Lage zu machen. (Das könnte man vielleicht eine stoische Sichtweise nennen.) Der jetzige Ausflug zu Feldenkrais verdeutlicht eine andere Vorgehensweise, die darüber hinausgeht: Ziel dieser Methode ist eine Erweiterung der Möglichkeiten. Die Möglichkeiten, in einer Lage irgendwie tätig zu werden, sollen erweitert werden.

Feldenkrais unterscheidet - auch hier wieder der geteilte Mensch - vier Bereiche menschlicher Tätigkeit: Bewegung, Sinnesempfindung, Fühlen und Denken.<sup>5</sup> In jedem dieser Bereiche lernen wir, in einer Lage irgendwie tätig zu werden. Die Bewegung bietet gegenüber den anderen drei Bereichen den Vorteil, daß sie gut beobachtbar ist. Noch wichtiger ist, daß wir sie fast beliebig verlangsamen können. So können verhältnismäßig viele Menschen (beispielsweise aller Altersgruppen) Neues lernen. Daher kann über diesen Bereich viel verbessert werden.<sup>6</sup> Über die so neu gebahnten Wege des Bewegungsbereiches entwickeln sich die anderen Bereiche weiter.

---

<sup>3</sup> Vgl. Janov, Arthur (1975), S. 60 - 63.

<sup>4</sup> Zitiert nach Hoffmann, Bernd: *Handbuch des autogenen Trainings*, München (dtv) 1977, S. 224f. Vgl. zur historischen Entwicklung S. 52 - 54.

<sup>5</sup> Vgl. Feldenkrais, Moshé: *Bewußtheit durch Bewegung*, Frankfurt (Suhrkamp) 1978, S. 31.

<sup>6</sup> Auf die neuronalen Wirkungen dieses Lernvorgangs wird hier nicht eingegangen. Vgl. dazu z.B. Feldenkrais, Moshé: *Die Entdeckung des Selbstverständlichen*, Frankfurt (Suhrkamp) 1987, S. 38 - 56, oder einführend Vester, Frederic: *Denken, Lernen, Vergessen*, München (dtv) 1985, S. 13 - 91.

Ein Kleinkind befindet sich in beispielsweise in einer krabbelnd bestimmten Lage auf dem Boden. In dieser Lage erreicht es ein gewisses Wohlbefinden, und es hat die Möglichkeit. Lernt es nun aufzustehen, so erweitern sich erstens seine Möglichkeiten in der Bewegung (offensichtlich), zweitens aber auch der Sinnesempfindung, im Fühlen und im Denken. Es kann beispielsweise dann weiter blicken, den Boden unter den Fußsohlen spüren und anders denken. Erweiterungen ihrer Bewegungsmöglichkeiten stehen fast allen Menschen offen. Die mit solchem Lernen verbundene Einstellung entspricht der kurzen Aufforderung: *Erweitere Deine Möglichkeiten!*

## 6. Ausblick auf die Entwicklung des geteilten Menschen

Entsetzlich ist die Vision einer zwangsglücklichen Zukunft, in der alle sich gefälligst gut fühlen müssen. Aber bei obigen Überlegungen sollen keine zwischenmenschlichen Nutzenvergleiche durchgeführt werden um festzustellen, daß sich ein Mensch in bestimmter Lage in bestimmter Weise fühlen müsse.

Erstrebenswert und vielleicht auch möglich ist vielmehr, binnen weniger Generationen zu lernen, sich einzeln besser um das eigene Wohlergehen zu kümmern. Feldenkrais meint deshalb, "daß die Zukunft des Menschen besser und interessanter ist, als selbst die Wissenschaft [...] uns glauben machen mag. Bis heute ist 'Wirklichkeit' nur die Gesamtheit äußerer und innerer Vorgänge, von denen wir nicht ahnen, daß wir sie ändern können."<sup>7</sup> Die bei vielen Fragen unser Verständnis des Menschen hemmende Teilung in Bestandteile können wir nutzen. Das Erlernen neuer Bewegungen bringt "Bewegung" in die Entwicklung des gesamten Menschen, der sich selbst damit neue Möglichkeiten erschließen kann.

Diese Verbesserung ist friedlich, denn sie nimmt im Gegensatz zu einer gesellschaftlichen Umverteilung niemandem etwas weg: erstens, weil nur das eigene Erlebnis von einer Änderung betroffen ist, und zweitens, weil Wohlbefinden niemandem weggenommen wird.

---

<sup>7</sup>Feldenkrais, Moshé: *Die Entdeckung des Selbstverständlichen*, S. 130.

**„Es fraß ein Huhn...“**

**Es fraß ein Huhn,  
man glaubt es kaum,  
das Blatt von einem Gummibaum.**

**Dann ging es  
In den Hühnerstall  
Und legte einen Gummiball.**

**Gummi-, Gummi-, Gummiball  
Gummi-, Gummi-, Gummiball.**

**(mit angelegten Armen “flattern”)  
pock – pock – pock – pock – pock – pock – pock**

**(Krähend:)  
Nicht möglich,  
nicht möglich.**

## **„Es fraß ein Huhn ....“**

### **- Analyse und Interpretation**

von

KARL-HEINZ WIEDEMANN

Bei dem Gedicht „Es fraß ein Huhn“ handelt es sich um ein zweistrophiges Werk mit einem Chorus, einem onomatopoetisch-gestikulativen Zwischenspiel und einer gekrähten Koda. Die Strophen sind durchgängig im jambischen Tetrameter verfasst, wobei die textliche Gestaltung den jeweils ersten Tetrameter auf zwei Zeilen verteilt, um inhaltlichen Schwerpunkten auch visuelle Prägnanz zu verleihen.

Der ruhige, in schaukelnd-schwingender Gleichförmigkeit einlullend-beschwichtigende und damit geradezu Sogwirkung entfaltende Fluss des jambischen Versmaßes scheint dabei auf den ersten Blick in formal nicht ganz überzeugender Weise in krassem Gegensatz zur Unerhörtheit des Geschilderten zu stehen: wäre der Vorgang des Gummibaumblattverzehr durch ein Exemplar domestizierten Geflügels tatsächlich so beschaffen, dass er die Grenzen der Alltagserfahrung in einer Weise sprengt, welche die Interjektion der erzählerischen Instanz – „man glaubt es kaum“ – gerechtfertigt erscheinen ließe, dann wäre ein Bruch des gerade erst durch den Jambus etablierten rhythmischen Wohlbehagens – etwa durch eine zusätzliche Silbe, wie z.B. in „fast glaubt man es nicht“ – sinnvoll, weil dadurch der Schock des Berichtenden sich auch in der formalen Struktur des Textes niederschlagen würde.

Bei näherer Betrachtung erscheint der Verzicht auf solche stilistischen Mittel an diesem Punkte jedoch durchaus angemessen. Mag es auch ungewöhnlich sein, dass ein Huhn ein Gummibaumblatt verzehrt, so ist dieser Vorgang doch im Bereich des empirisch Erfahrbaren nicht absolut undenkbar; schließlich hat auch das Gerücht der gelegentlichen spontanen Expektion des Mageninhalts unpaarhufiger Reittiere wissenschaftlich bisher nicht zweifelsfrei widerlegt werden können, so dass man niemandem rundweg die Glaubwürdigkeit absprechen kann, der behauptet, er habe schon Pferde kotzen sehen.

Halten wir also fest: Eine die Grenzen des Glaubhaften zwar strapazierende, doch nicht notwendig überschreitende Behauptung wird in der ersten Strophe des Werkes mit im Grunde augenzwinkernder Gelassenheit vorgebracht.

Der Einvernehmen suggerierende, etwaige Skepsis auf Seiten des Rezipienten zerstreue Überredungsgestus des jambischen Metrums prägt auch die zweite Strophe des Gedichtes, die mit einem schlichten konsekutiven „Dann“ eine evidente Folgerichtigkeit des nun Geschilderten antäuscht, während sie in ostentativer, doch gerade dadurch suspekter Gemächlichkeit auf das eigentliche Skandalon zusteuert: „Dann ging es / In den Hühnerstall / und legte *einen Gummiball*“ (Hervorhebung durch den Verfasser).

An dieser Stelle kollabiert die jambische Gemütlichkeit des Metrums und wird durch einen stakkatohaft insistierenden, repetitiven Chorus abgelöst. An der Ungeheuerlichkeit des Ereignisses prallt der um Begreifen ringende Verstand ab wie ebenjener Gummiball von einer Mauer, was der nunmehr obwaltende Trochäus mit seiner aufprall-ähnlichen Betonung der je ersten Silbe geradezu physisch nachempfindbar werden lässt. In der obstinaten Wiederholung des „Gummi-, Gummi-, Gummiball“ dribbelt das Objekt des Anstoßes gleichsam gegen den realweltlichen Bezugsrahmen der mit diesem Phänomen konfrontierten, buchstäblich wie vor den Kopf gestoßenen und epistemologisch hochgradig verunsicherten Subjekts.

Dies führt im Folgenden zu einer vorübergehenden Trübung der Zurechnungsfähigkeit sowohl des lyrischen Subjekts als auch der per Imperativ zur Mitwirkung aufgerufenen implizierten Leserschaft, indem alle miteinander die verbale Kommunikationsebene verlassen und in einer Art Performance lautmalerisch („pock – pock – pock“) und gestisch („mit angelegten Armen ‚flatternd‘“) den Seelenzustand existenziell verunsicherten Federviehs darzustellen suchen.

Spätestens an dieser Stelle schlägt die bisher trügerisch heiter und belanglos daherkommende Dichtung um in eine bewegende Klage des in die Welt geworfenen Geschöpfes über die unergründbaren Bedingungen seiner Existenz und die Unberechenbar-, weil Unvorhersehbarkeit seines Geschicks. Das Huhn, dessen Lebensraum, der Hühnerhof, sinnfällig für eine überschaubare, geordnete Welt steht, wird mit einer unerhörten Transformation des Gewohnten konfrontiert, die es in helle Panik versetzt, ausgelöst durch die Ingestion ungewöhnlicher Nahrung.

Erst an diesem Punkt unserer Überlegungen erschließt sich nun auch ein aus methodischen Gründen zuvor vernachlässigtes Detail der ersten Strophe, das aufmerksamen Lesern zweifellos als Gegenstand beharrlicher Irritation im Gedächtnis geblieben sein dürfte und dessen Ignorieren ihnen berechtigten Anlass zum Vorwurf mangelnder argumentatorischer Sorgfalt unserer Analyse gäbe. „Es fraß ein Huhn“, lesen wir da, nicht „ein“, sondern „*das* Blatt von einem Gummibaum“ (Hervorh. d. Verf.). Nun ist bekannt, dass es sich beim gemeinen Gummibaum

um ein prinzipiell vielblättriges Gewächs handelt. Woher also der bestimmte Artikel? Dass es sich um einen bloßen Notbehelf des Autors/der Autorin handeln könnte, der/die solcherart die Häufung des unbestimmten Artikels in der ersten Strophe zu vermeiden trachtet, können wir angesichts der souveränen Handhabung der formalen und stilistischen Mittel, die den Text nachweislich auszeichnet, getrost ausschließen. Vielmehr verweist der Singular auf einen anderen arborealen Appendix, dessen normüberschreitender Verzehr dem Mythos zufolge zur Ausweisung des Menschen aus dem Paradiese führte: den Apfel vom Baum der Erkenntnis. Unser Huhn, so schwant uns, hat von einer verbotenen Frucht gekostet und muss dafür den Preis des Verlustes seiner naiven Einbettung in die Geborgenheit einer stets für unwandelbar erachteten Lebenswelt bezahlen.

Fast erübrigt es sich, neben der mythisch-religiösen Dimension auf die Vielzahl der tagespolitischen Bezüge zu verweisen, die in der geschilderten Begebenheit anklingen und mit denen sich das vorliegende Gedicht in den aktuellen wirtschafts- und wissenschafts-ethischen Diskurs einschaltet. Wer dächte bei der durch das Vertilgen unbekannter Nahrung ausgelösten Mutation des Hühnereis zum Gummiball nicht sofort an die bangen Fragen einer nur unzureichend informierten Öffentlichkeit, welche Folgen etwa die gentechnische Veränderung von Grundnahrungsmitteln zeitigen mag, oder an die durch Verfütterung von Tiermehl verursachten Katastrophenszenarios der wahrscheinlich nur vorübergehend aus dem Rampenlicht der Schlagzeilen gerückten BSE-Krise? Und gemahnt das monströse Endprodukt des Vorgangs nicht an das Schreckensbild jener genmanipulierten Maus, der eine menschliche Ohrmuschel aus dem Rücken wuchs?

Damit mündet die geschilderte, oberflächlich „heitere“ Begebenheit in das Wehgeschrei der geschundenen Kreatur schlechthin, welche durch die von keinerlei ethischen Richtlinien gebändigte Experimentierwut der modernen Wissenschaft zum Spielball alpträumerhafter Transformationen wird, bis sich das Geschöpf mit Grausen von sich selbst abwendet – ein Grad der Entfremdung, den selbst Marx in seinen schwärzesten Visionen von den Verirrungen des Spätkapitalismus nicht vorausgesehen haben dürfte.

Am Ende befinden sich die anfangs vielleicht noch um ironische Distanz bemühten, seit dem flattergackernden Zwischenspiel jedoch unmittelbar ins Geschehen involvierten Rezipienten selbst bereits in einer Deformation ihrer Subjektivität begriffen, durchlaufen ihrerseits eine Metamorphose, in der sie sich die Eigenschaften des mutierten Federviehs anverwandeln, und ihren benommenen Versuch einer Leugnung – „Nicht möglich, / nicht möglich“ – vermögen sie, selbst Schimären geworden, nur mehr zu krähen. Die Auswüchse eines schrankenlosen Machbarkeitswahns haben ihre eigenen Urheber eingeholt und fordern Tribut. Nicht möglich? Abwarten.

## **Autorenliste**

**Claudia Altmeyer**, M.A., Studium der Philosophie in Freiburg und Saarbrücken, derzeit Doktorandin im Saarbrücker Graduiertenkolleg "Interkulturelle Kommunikation in kulturwissenschaftlicher Perspektive"(DFG).

**Hagen Bobzin**, Dr. rer. pol., Universität Siegen.

**Marcus Brühl**, Student der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, Freie Universität Berlin.

**Rudolf Lütke**, Prof. Dr. phil., lehrt Philosophie an der Universität Koblenz-Landau, Abteilung Koblenz. Herausgeber des „Philosophischen Literaturanzeigers“.

**Ilka Meyne**, Diplom-Kauffrau, Diplom-Volkwirtin, Referentin bei der Deutschen Post AG.

**Ludger Steckelbach**, Diplom-Volkswirt, Wirtschaftsredakteur in Witten-Herbede, nebenberuflich Dozent an der Fachhochschule der Wirtschaft (FHDW)

**Andreas Wagener**, Dr. rer. pol., Universität Siegen.

**Karl-Heinz Wiedemann**, Literaturnichtwissenschaftler.

## Impressum

|   |   |
|---|---|
| <b>Herausgegeben vom</b>                | Institut für Angewandtes Nichtwissen (IfAN) e.V.                              |
| <b>verantwortlicher<br/>Herausgeber</b> | Vorstand und wissenschaftlicher Beirat  |
| <b>Redaktion</b>                        | Andreas Wagener   |
| ©                                       | bei den Autoren   |
| <b>Anschrift</b>                        | Institut für Angewandtes Nichtwissen e.V.<br>Postfach 210 439<br>57028 Siegen |
| <b>Telefon</b>                          | 02732/74152   |
| <b>E-Mail</b>                           | <a href="mailto:ifan@uni-siegen.de">ifan@uni-siegen.de</a>                    |
| <b>Homepage</b>                         | <a href="http://www.uni-siegen.de/~ifan/">http://www.uni-siegen.de/~ifan/</a> |
| <b>Preis</b>                            | 4,50 DM   |
| <b>Bankverbindung</b>                   | Konto-Nr. 35071<br>Sparkasse Siegen, BLZ: 460 500 01                          |
| <b>ISSN</b>                             | 0946-106x   |